

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



Forum Stadt

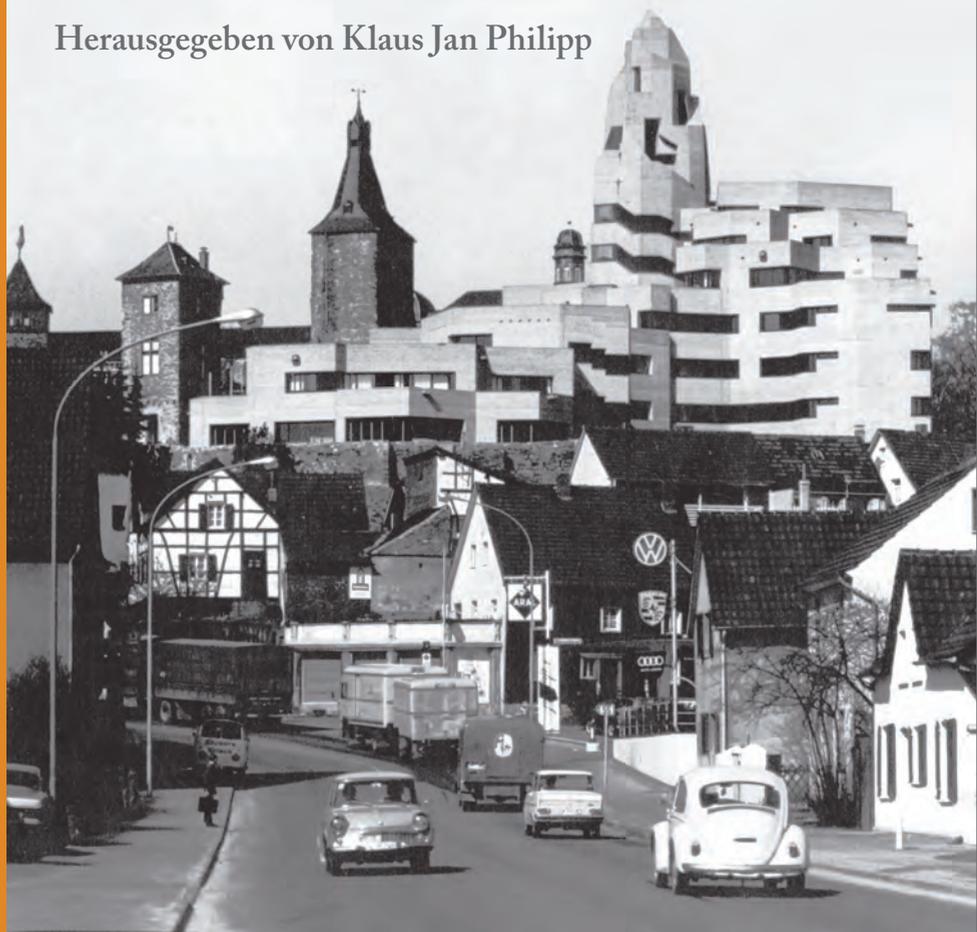


40. Jahrgang
4|2013

Schwerpunkt:

**Vom Wirtschaftsboom zur
Wachstumsgrenze:
Bauten der 1960er Jahre**

Herausgegeben von Klaus Jan Philipp



Forum Stadt
Verlag



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V. in
Verbindung mit Gerd Albers, Harald Bodenschatz, Tilman Harlander,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern

Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte,

Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart,
Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de

Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418
Internet: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Verlags Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49(0)8581-9605-0
E-mail: info@suedost-verlags-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht un-
bedingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zei-
tschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2013 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziolo-
gie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

VOM WIRTSCHAFTSBOOM ZUR WACHSTUMSGRENZE BAUTEN DER 1960er JAHRE

Herausgegeben von Klaus Jan Philipp

<i>Klaus Jan Philipp</i>	
Editorial	307

ABHANDLUNGEN

<i>Hans-Rudolf Meier</i>	
Vom Aufbruch in die Moderne über die Bausünde zum Denkmal. Allgemeines und Spezifisches zur Spätmoderne in Klein- und Mittelstädten	313
<i>Ulrike Plate</i>	
Fackwerk gut – alles gut? Denkmalpflegerisches Handeln im Umgang mit Fachwerk	327
<i>Michael Goer</i>	
Zum konservatorischen Umgang mit Bauten der 1960er und 1970er Jahre in Klein- und Mittelstädten	339
<i>Kerstin Renz</i>	
Akzeptanz und Abwehr. Dieter Oesterlens Beitrag zum Hildesheim der 1960er Jahre	349
<i>Holger Pump-Uhlmann</i>	
Großflächiger Einzelhandel in einer historischen Altstadt. Das Karstadt Warenhaus in Celle	361
<i>Wolfgang Pehnt</i>	
Die Kunst der Fuge. Karljosef Schattner und Eichstätt	373
AUTORINNEN / AUTOREN	389

BESPRECHUNGEN

- ROBERT BORN, Die Christianisierung der Städte der Provinz Scythia Minor.
Ein Beitrag zum spätantiken Urbanismus auf dem Balkan (*Immo Eberl*) 390
- MICHAEL PAULY (Hrsg.), Peregrinorum, pauperum ac aliorum transeuntium
receptaculum – Hospitäler zwischen Maas und Rhein im Mittelalter
(*Dietrich Denecke*) 392

Umschlag:

Bensberg mit neuem Rathaus in der Ausstellungspublikation
des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz
zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975:
»Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Denkmalschutz und
Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland«.

VOM WIRTSCHAFTSBOOM ZUR WACHSTUMSGRENZE: BAUTEN DER 1960er JAHRE IN KLEIN- UND MITTELSTÄDTEN

EDITORIAL

1978 veranstaltete die Bayerische Architektenkammer zusammen mit der Neuen Sammlung München eine Ausstellung zum Thema „Neues Bauen in alter Umgebung“. Auf Fototafeln wurden internationale Beispiele für mehr oder weniger geglückte Verbindungen von Alt- und Neubauten präsentiert. Dabei griffen die Veranstalter weit in die Geschichte zurück und präsentierten zum Beispiel auch die Peterskirche in Rom mit den Kolonnaden Berninis, die etwa 50 Jahre nach der Fertigstellung der Fassade angebaut worden waren. Die erste Tafel zeigte den Eiffelturm in Paris begleitet von den scharfen zeitgenössischen Kritiken, die in diesem längst zum Wahrzeichen von Paris und ganz Frankreich avancierten Bauwerk nur eine die Stadt entstellende „Scheußlichkeit“ sehen. Die letzte Tafel der Ausstellung zeigte wieder ein Bild aus Paris: Diesmal das 1977 fertiggestellte Centre Pompidou von Renzo Piano und Richard Rogers. Der Kommentar lautet: „Ein Gebäude, das in all seinen Komponenten, dem Volumen, der Höhe, den verwendeten Materialien und seiner gesamten Gestaltung nicht auf die Umgebung eingeht.“

Mit Setzung der Klammer von Eiffelturm und Centre Pompidou weisen die Veranstalter darauf hin, dass sich Vorstellungen und Bewertungen von Stadt und ihren Gebäuden, auch maßlosen Gebäuden, wandeln und Prozessen der Aneignung unterliegen, die Zeit brauchen, um in breiten Schichten der Bevölkerung angenommen zu werden. Niemand würde heute den Eiffelturm als Kulturdenkmal in Frage stellen und ebenso niemand das Centre Pompidou, das noch lange Jahre nach seinem Bau die Gemüter erregte. Beide sind in das kulturelle Gedächtnis der Stadt Paris und jeden Paris-Besuchers fest eingeschrieben, sie gehören inzwischen ebenso zur Stadt Paris wie die Kathedrale Notre-Dame, der Louvre und die Oper.



Was für die Metropole Paris gilt, gilt nicht minder für Klein- und Mittelstädte. Diesen wandte sich die Tagung von Forum Stadt e.V. in Nagold zu, deren Beiträge in diesem und einem folgenden Heft der Zeitschrift Forum Stadt vollständig wiedergegeben werden können.

Bewahren, Weiterbauen oder Abreißen, das waren die Alternativen, die Architekturhistoriker, Denkmalpfleger und das aus 130 Personen aus Stadtverwaltung und Bauwesen bestehende Publikum der Tagung „Vom Wirtschaftsboom zur Wachstumsgrenze“ am Beispiel von Bauten der 1960er und 1970er Jahre in Klein- und Mittelstädten diskutierten. Veranstaltet von Forum Stadt e.V. in Kooperation mit dem Ministerium für Finanzen und Wirtschaft des Landes Baden-Württemberg und dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, sowie großzügig unterstützt von der Wüstenrot Stiftung, gewährte die Stadt Nagold den Tagungsgästen ihre Gastfreundschaft.

Die Bauten, die in den 1960er und 1970er Jahren überall emporwuchsen, gehören zu einer Zeit, die heute als abgeschlossene historische Epoche wahrgenommen wird. Die Architektur dieser Boomjahre ist nicht sonderlich beliebt. Sie erscheint vielen als sperrig, maßstabslos und deplatziert, insbesondere in Klein- und Mittelstädten, deren Stadtbild mittelalterlich, renaissancistisch oder barock geprägt ist.

Bombenkrieg und Wiederaufbau veränderten die Städte schnell und massiv wie wahrscheinlich nur nach dem 30jährigen Krieg. Nachdem das Notwendigste getan war, konnte man sich wieder Luxus leisten. Luxus hieß – abgesehen vom weiterhin notwendigen Wohnungsbau – repräsentative Bauten möglichst in der Mitte der Stadt: Kaufhäuser, Einzelhandel, Banken, Sparkassen und Rathäuser, insbesondere nach der Gebietsreform. Entsprechend der zukunfts euphorischen Stimmung dieser Zeit baute man verkehrsgerecht mit modernen Konstruktionen und Materialien: Beton, Stahl, Aluminium, Glas, Eternit; sachliche Rasterbauten, skulpturale Sichtbetonbauten, meist aufgewertet mit natürlichen Materialien und oft mit ebenfalls moderner „Kunst am Bau“.

Mit dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 und dessen überragendem Erfolg trat ein grundlegender Wandel ein: Nach 1975 konnte nicht mehr so gebaut werden wie vor 1975! Erfassung, Erhalt und Weiterentwicklung des baulichen Erbes wurden programmatisch im Städtebau festgeschrieben, um das historische Stadtbild aufrechtzuerhalten. Damit wurde der modernen und selbstbewussten architektonischen Haltung der vorausgegangenen Jahre ein Ende gesetzt. Das, was wenige Jahre zuvor noch für eine verheißungsvolle Zukunft stand, war nun heftig umstritten. Die Bauten der Boomjahre wurden als „Bausünden“ bezeichnet, die man nicht mehr sehen wollte.

Dennoch gehören auch diese Bauten zum „Erfolgsmodell historische Stadt“. Dies machten die Referentinnen und Referenten der Tagung deutlich, die sich ihnen mit demselben Ernst, derselben Objektivität und wissenschaftlichen Präzision widmeten, die bislang den Bauten der weiter zurückliegenden Vergangenheit vorbehalten war. Dabei ist die oft kontroverse Planungsgeschichte der Bauten und deren Rezeption einbezogen worden. Aus architekturhistorischer Sicht wurden Bauten vorgestellt, die selbstbewusst und

mit zeittypischen Formen, Materialien und Konstruktionen auftreten. Der Umgang der Denkmalpflege mit den Bauten der 1960er und 1970er Jahre wurde selbstkritisch beleuchtet und ihre Rolle hinsichtlich der Schaffung eines idealtypischen Bildes der historischen Stadt befragt. Alle Beiträge machten deutlich, dass die jeweils vorhandene bauliche Situation schon zur Entstehungszeit gewürdigt und in den architektonischen Kontext einbezogen wurde. Dies war eines der überraschenden Ergebnisse der Tagung, denn der Vorwurf der Selbstherrlichkeit haftet den Bauten bis heute zu Unrecht an und hat erheblich zu ihrem schlechten Image beigetragen. Die Tagung verstand sich als Aufklärungsarbeit und „Augenöffner“ für ein neues Verständnis der Bauten einer Epoche, die heute von der jüngeren Generation wieder entdeckt wird. Sie mündete in der Einsicht, dass eine lebendige Stadt immer auch eine Stadt mit Brüchen, mit vermeintlichen „Bausünden“ ist.

Wirtschaftsboom und Wachstumsgrenze bilden die beiden zeitlichen Pole der untersuchten Städte und Bauten. Mit diesen beiden Begriffen ist umschrieben, ab und bis wann die Städte sich in einem bis dato kaum gekannten Ausmaß vergrößern und verändern konnten. Hier soll nicht die Rede von den Großsiedlungen im Weichbild der Städte sein, sondern der Blick auf die Innenstädte, die historischen Zentren fokussiert werden. In der Mitte der Stadt konzentriert und präsentiert sich die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, das kulturelle Selbstbewusstsein und Selbstverständnis der Stadt. Hier, nicht in der Peripherie, ballen sich die öffentlichen Funktionen und es begegnen sich Bewahrungswillen und Fortschrittsgläubigkeit. Oft genug prallen die Gegensätze frontal aufeinander; insbesondere die auf den „fließenden Verkehr“ ausgerichtete Stadt- und Verkehrsplanung gegen wahrere Monsterbauten auch in historischer Umgebung. Man sprach nicht zu Unrecht vom „Bauen als Umweltzerstörung“ – so der Titel des 1973 erschienenen Buchs von Rolf Keller, das „Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart“ präsentierte.

Die Gegenbewegung setzte schon früh auf europäischer Ebene ein. Seit 1963 tagten Gremien, die sich mit Schutzmaßnahmen für geschichtlich oder künstlerisch bedeutsame Bauwerke einsetzten. Im September 1971 erschien die „Denkschrift zum Schutz von historischen Gebäuden und Stätten in Europa“, die in 32 Punkten allgemeine Grundsätze für den Entwurf von Zielsetzungen, Gesetzgebungsakten und Verwaltungsverfahren festlegte. 1973 erfolgte der Beschluss des Europarates, 1975 zum „Jahr des europäischen Denkmalschutzes“ (European Architectural Heritage Year EAHY) zu erklären und dieses Jahr unter den Titel „eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ zu stellen. Folgende Ziele sollten bei den Völkern Europas erreicht werden: a) Interesse und Stolz für das gemeinsame überlieferte Architekturgut zu wecken; b) auf die ernstesten Gefahren, die diesem Erbe drohen aufmerksam zu machen; c) sicherzustellen, dass Maßnahmen zu seiner Erhaltung ergriffen werden, nicht nur wegen seiner historischen Bedeutung, sondern auch wegen seinem Wert für die Bereicherung und die Qualität des Lebens.¹

1 *Europarat*, Schlußresolution von Zürich zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975, Auftaktveranstaltung Zürich, 4. bis 7. Juli 1973. Im Oktober 1974 folgte das in Bologna abgehaltene Kolloquium „Die

Das Jahr 1975 wurde dann vor allem in Deutschland mit den stark kriegszerstörten Städten tatsächlich zu einem Wendepunkt in der Bewertung historischer Altstädte und Dörfer. Die Bundesländer gaben sich neue Denkmalschutzgesetze und leiteten großflächige Inventarisationskampagnen ein, die auch die Architektur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit einschloss. Gleichzeitig wurden aber auch die „Schuldigen“ an den als misslich empfundenen Zuständen der jüngeren Stadtbaugeschichte in den „bösen“, ausschließlich auf schnelle und hohe Renditen schieflenden Kapitalisten gefunden (vgl. Abb. 1). Die Fortschrittseuphorie der Boomjahre schlug um in eine Haltung des Bewahrens tradierter und bewährter Werte. In der durch eine allgemeine

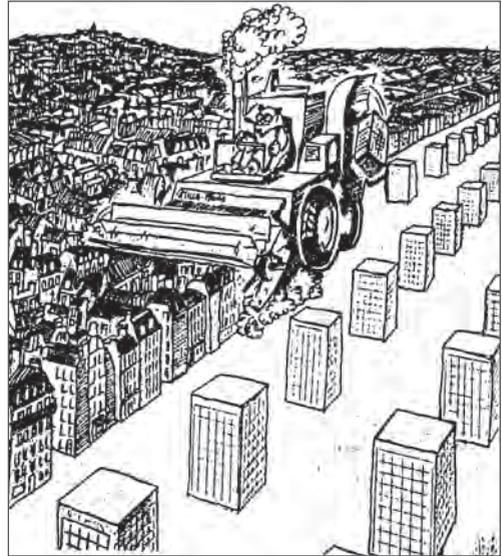


Abb. 1: Kapitalistische Stadtplanung mit dem Mähdrescher; aus: R. Günter, Handbuch für Bürgerinitiativen, Berlin 1976.

Nostalgiewelle befeuerten und durch die Wirtschaftskrise sowie durch die 1972 vom Club of Rome publikumswirksam aufgedeckten „Grenzen des Wachstums“² war eine Stimmung eingetreten, die allem Neuen skeptisch gegenüberstand. So auch der Architektur der Nachkriegszeit, insbesondere derjenigen der jüngsten Vergangenheit.

Gleichwohl kommt man mit reiner Schwarz-Weiß-Malerei – hier die „guten“ Bewahrer, dort die „bösen“ Investoren und Architekten – der historischen Wirklichkeit nicht auf die Spur. Gerade die Architekten wiesen jeden Vorwurf, maßstabslos autistische Sichtbeton-Solitäre in die Stadtzentren zu pflanzen, zurück. So verteidigte Max Bächer 1971 den Stuttgarter Kleinen Schlossplatz mit seinen Sichtbetonbauten ironischerweise in dem Buch „Umwelt aus Beton oder Unsere unmenschlichen Städte“ (1971) mit dem Argument, man habe hier dem Fußgänger in der autogerechten Stadt einen neuen Mittelpunkt geschaffen.³ Auch Bauten, die man wenig später als ortskernsprengende Beton-Ungetüme verballhornte, waren von ihren Architekten als sich einpassende Architektur geplant und

sozialen Aspekte der Erhaltung historischer Ortskerne“ (Europarat-Symposium Nr. 2).

- 2 D. Meadows, Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972. Ähnliche Wirkung erlangte 1980 die 1977 vom amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter in Auftrag gegebene Studie „Global 2000“, Frankfurt 1980 (bis Oktober 1981 waren 270.000 Exemplare allein der deutschen Ausgabe verkauft worden).
- 3 M. Bächer, Das geplante Verkehrschaos, in: U. Schultz (Hrsg.), Umwelt aus Beton oder Unsere unmenschlichen Städte, Reinbek bei Hamburg 1971, S. 38-46, hier S. 46.

verstanden worden. So etwa das Rathaus in Frickenhausen von Heinz Höflinger und Roland Ostertag (1968/69). Die städtebauliche Zielvorstellung der Architekten war laut einem Bericht in der „Bauwelt“ von 1971 „die Zusammenfassung von Kirche, Rathaus und Umgebung zu einem neuen Gemeindemittelpunkt. Der Marktplatz zwischen dem Neubau und den angrenzenden Geschäften an der Straße trägt zur Verwirklichung dieser Intention bei. [...] Die architektonische Erscheinung des Rathauses hatte auf die unmittelbare Nachbarschaft der Kirche Rücksicht zu nehmen. So wird mit sparsamen Mitteln, wie z.B. der Hervorhebung des Ratssaales, versucht, das Haus von der umliegenden Bebauung abzuheben, ohne eine Konkurrenzsituation zu dem Kirchenbauwerk entstehen zu lassen.“⁴ (vgl. Abb. 2, 3).

Es sollte möglich sein, sich diesem positiven zeitgenössischen Blick wieder anzunähern, zumindest der Versuch unternommen werden, sich zu vergegenwärtigen, dass solche Bauten nicht gegen die historische Stadt gerichtet waren, sondern auf sie mit zeitgenössischen formalen und materiellen Mitteln eingingen. Dies herauszustellen und zu vermitteln dienen die Beiträge dieses und eines Folgeheftes.

Der Beitrag von **HANS-RUDOLF MEIER** führt in den Gegenstand vertiefend ein und reflektiert über die denkmalkundliche Beschäftigung mit Architektur und Städtebau der 1960er und 1970er Jahre. Die Beiträge von **ULRIKE PLATE** und **MICHAEL GOER** gehen das Thema aus denkmalpflegerischer Sicht an. Plate legt am Beispiel von Fachwerkbauten in mittelalterlichen Städten dar, inwieweit die Institution Denkmalpflege an der Schaffung eines typischen Bildes von alter Stadt beteiligt war. Goer befragt die „weißen Flächen“ in den von der Bau- und Kunstdenkmalpflege herausgegebenen Ortskernatlanten, die „Bereiche ohne denkmalpflegerisches Interesse“ bezeichnen, auf ihren meist doch interessanten, zuweilen schützenswerten Bestand.

Plädieren Plate und Goer als Denkmalpfleger für einen sachgerechten denkmalpflegerischen Umgang mit Bauten der 1960er und 1970er Jahre, so argumentieren die drei



Abb. 2: Rathaus Frickenhausen, Heinz Höflinger und Roland Ostertag, 1968/69; Foto: Chr. Vöhringer, 2010.



Abb. 3: Rathaus Frickenhausen, Heinz Höflinger und Roland Ostertag, 1968/69; Foto: Chr. Vöhringer, 2010.

4 Bauwelt, 62, 1971, Heft 3, S. 98-99.

folgenden Beiträge architekturgeschichtlich, indem sie im historischen Bestand errichtete Bauwerke untersuchen. **KERSTIN RENZ** behandelt am Beispiel vom Gymnasium Andreanum und Hotel Rose in Hildesheim die unter dem gestalterischen Leitgedanken des „gebundenen Kontrasts“ stehenden Arbeiten des Hannoveraner Architekten Dieter Oesterlen. Ihre These, dass eine Alte Stadt es nur dort geben könne, wo eine Neue Stadt in der Entwicklung begriffen ist, scheint sehr bedenkenswert, da sie den prozessualen Charakter von Städtebau für die Bewertung von Einzelbauten und Ensembles fruchtbar macht. Das von **HOLGER PUMP-UHLMANN** vorgestellte Kaufhaus Karstadt in der historischen Altstadt von Celle von Walter Brune ist ein Beispiel für die Integration eines großen Warenhauses in eine kleinkörnig strukturierte Altstadt. Wenn der Bau auch nur gegen die Vorstellung des Architekten modifiziert ausgeführt werden konnte, so ist das bis heute in Nutzung stehende Gebäude längst zu einem integralen Bestandteil Celles geworden.

Mit **WOLFGANG PEHNT** konnte die Tagung nicht nur einen der besten Kenner der deutschen Architektur des 20. Jahrhunderts, sondern auch einen aktiven Zeitzeugen des Tagungsthemas begrüßen. Das exzeptionelle Werk Hansjosef Schattners, der von 1957 bis 1991 die Leitung des Diözesanbauamtes in Eichstätt innehatte, verband Alt und Neu durch die von ihm zur vielbeachteten und vielkopierten Meisterschaft gebrachten „Kunst der Fuge“.

Angekündigt sei hier bereits ein weiteres Heft zum Nagolder Tagungsthema. Die Beiträge werden wiederum allgemeine Überlegungen zur Architektur der 1960er und 1970er Jahre umfassen und an konkreten Beispielen insbesondere aus den 1970er Jahren darstellen.

Klaus Jan Philipp
Stuttgart/Esslingen
November 2013

VOM AUFBRUCH IN DIE MODERNE ÜBER DIE BAUSÜNDE ZUM DENKMAL

ALLGEMEINES UND SPEZIFISCHES ZUR SPÄTMODERNE IN KLEIN- UND MITTELSTÄDTEN

Zu Beginn der 1960er Jahre plante die Stadt Bensberg ein neues Rathaus, das selbstbewusst und zeichnerhaft den wirtschaftlichen Aufschwung und die kommunale Autonomie der nahe bei Köln gelegenen Mittelstadt repräsentieren sollte. Ab 1964 realisierte Gottfried Böhm den Bau in den Umfassungsmauern der Ruine der hochmittelalterlichen Burg Bensberg.¹ Zeitgenössisch im *béton brut* errichtet, beherrscht das Gebäude den Burghügel; ein Turm, der Bergfried und Reminiszenz an die mittelalterlichen Rathaußtürme zugleich ist, ragt aus der Anlage hervor und markiert weithin sichtbar das politische Zentrum der Stadt (vgl. Abb. 1). Von der Fachwelt gefeiert, provozierte der Bau aber rasch auch Kritik: Von „zerschossenem Minarett“, „Schießschartenungeheuer“ und „Beamtenbunker“ war die Rede.² Die Fertigstellung der zweiten Bauetappe fiel bereits in die frühen 1970er Jahre und damit in eine Zeit zunehmender Infragestellung der Großprojekte der späten Moderne.

Diese Kritik erreichte ihren Höhepunkt in der Mitte der Dekade im sog. Europäischen Denkmalschutzjahr. Auch Böhms Bensberger Rathaus erschien damals in der Begleitpublikation zur Wanderausstellung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, das für das Denkmaljahr gegrün-



Abb. 1: Bensberg, Gottfried Böhms Rathaus als wiederaufgebaute Burg und Stadtkrone. Zeitgenössische Ansichtskarte; Archiv des Verfassers.

- 1 W. Pehnt, Eine Burg für Bürger, in: M. Schreiber (Hrsg.), Deutsche Architektur nach 1945. 40 Jahre Moderne in der Bundesrepublik, Stuttgart 1986, S. 64-67; R. Lange, Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Schriftenreihe des DNK Bd. 65, Bonn 2003, S. 58.
- 2 Rathäuser. Dat Dingen, in: Der Spiegel 48, 1966, S. 110.



Abb. 2: Das Bensberger Rathaus in der Ausstellungspublikation des DNK zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 »Eine Zukunft für unsere Vergangenheit«.

det worden war (vgl. Abb. 2). Die Bildunterschrift fragt rhetorisch: „Eine gelungene Synthese? (Rathaus in Bensberg)“.³ Bereits der Bildausschnitt der Schwarz-Weiß-Aufnahme mit der wenig attraktiven Straße, die auf den Böhmbau zuführt, der die historischen Bauten gänzlich in den Hintergrund drängt, suggeriert die negative Antwort. Diese wird vom Bildkontext unterstützt: Dem Bensberger Bild gegenüber ist ein Kaufhaus-Rohbau zu sehen, hinter dem der Wormser Dom verschwindet, auf der folgenden Doppelseite dann der Abbruch eines Altstadtviertels für ein Kaufhaus in Stuttgart sowie das dimensionssprengende Monster des Petri-Kaufhauses in Lübeck.

Im gleichen Jahr endete in Bensberg die Autonomie der mit Bergisch Gladbach zwangsfusionierten Stadt. 1980 gehörte

Böhms Bau als Bausünde zu den Beispielen eines mit „Ausgeburten kommunalen Größenwahns“ übertitelten Spiegel-Artikels (vgl. Abb. 3).⁴ Inzwischen ist das ehemalige Rathaus eingetragenes Denkmal und entsprechend 2001 denkmalgerecht saniert worden; außerdem ist es unter anderem Sitz der Unteren Denkmalbehörde von Bergisch Gladbach.

Ist der Wandel vom selbstbewusst auftrumpfenden Großprojekt zum kritisierten Casus planerischer Hybris paradigmatisch für den Blick auf die hier zur Diskussion stehenden Bauten, so bildet die Anerkennung als heute hochgeschätztes Denkmal – das beispielsweise 2013 auf der Shortlist für die Klassik-Nike des BDA war – noch immer die Ausnahme. Diese gründet mehr noch als auf der Reputation des Architekten auf der Qualität seines Bensberger Werks, das auch in den Zeiten radikaler Kritik an der Spätmoderne selbst unter Denkmalpflegern stets Fürsprecher hatte. So führte im Denkmalschutzjahr Albert Knöpfli in seinem Mahn- und Notizbuch „Altstadt und Denkmalpflege“ das Bensberger Rathaus neben Karl-Josef Schattners Domdechantei in Eichstätt als eines der wenigen gelungenen Beispiele von Kontrastarchitektur auf. Ansonsten, so Knöpfli weiter, habe das Postulat der Charta von Venedig, Ergänzungen in zeitgenössischer Formensprache zu errichten, allzu oft Katastrophen ergeben.⁵ Zu diesen zählte er

3 Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, München 1975, S. 47, Abb. 40.

4 Ausgeburten kommunalen Größenwahns, in: Der Spiegel 3, 1980, S. 158-161.

5 A. Knöpfli, Taktvolle und taktlose Architektur, in: ders., Altstadt und Denkmalpflege. Ein Mahn- und Notizbuch, Sigmaringen 1975, S. 110.

übrigens auch den kurz nach Bensberg ebenfalls von G. Böhm entworfenen „Großcontainer« des neuen Diözesanmuseums“ in der unmittelbaren Umgebung des Doms von Paderborn.⁶

DEKADEN DES UMBRUCHS

Der Paradigmenwechsel vom zukunfts-frohen und fortschrittsgewissen Aufbruch zur Kritik am soeben Produzierten ist ein Charakteristikum für die hier betrachteten zwei Jahrzehnte. Lange Zeit blieb diese Kritik gesellschaftlicher Konsens und die Architektur dieser Zeit bestenfalls Nichtthema. Zu den Ausnahmen davon zählt die von Matthias Schreiber 1986 auch in Buchform publizierte und explizit als Kritik an der Postmoderne verstandene Artikelreihe im Feuilleton der FAZ zur „Deutschen Architektur nach 1945“, mit positiv-kritischen Würdigungen herausragender Beispiele bundesdeutscher Nachkriegsarchitektur.⁷ Mit dabei das Bensberger Rathaus als „Burg für Bürger“, von Wolfgang Pehnt als frühes gelungenes Beispiel für neues Bauen in alter Umgebung gelobt.⁸ Breites Interesse an der Architektur der 1960er und 1970er Jahre und nicht nur an deren Ikonen ist aber erst seit etwa zehn Jahren zu konstatieren. Die Gründe dafür sind zum einen, dass eine neue Generation eine neue und unbelastete Sicht auf die Dinge ihrer Väter- und Großvätergeneration hat und gerade die damalige Ästhetik im Zuge des Retro-Designs zu schätzen weiß. Zum andern besteht heute zumindest für Denkmalpfleger, Kommunen und Immobilienverwalter unausgesprochen ein Zwang, sich mit der Architektur der 1960er- und 1970er Jahre auseinanderzusetzen, da deren Sanierung oder Ersatz ansteht. Gefährdungen und Verlusterfahrungen motivieren dabei nicht nur die Denkmalpflege, sich mit diesen Objekten zu befassen, sondern verändern auch unsere Sicht auf sie. Entsprechend dominieren neben energietechnischen Fragen solche der Denkmal-kunde die bisherige Diskussion.⁹



Abb. 3: Das Rathaus Bensberg als Exempel für die „Ausgeburt kommunalen Größenwahns“; aus: Der Spiegel 3/1980, S. 158 und 161; Ausschnitte.

6 Ebd., S. 113.

7 M. Schreiber (s. A 1).

8 W. Pehnt (s. A 1).

9 Neben den in den Anmerkungen 17 und 19 zitierten Werke sind aus jüngerer Zeit zu nennen: U. Hassler/C. Dumont d'Ayot (Hrsg.), Bauten der Boomjahre – Paradoxien der Erhaltung, Gollion 2009; M. Braum/C. Welzbacher (Hrsg.), Nachkriegsmoderne in Deutschland – Eine Epoche weiterdenken, Basel 2009; M. Hecker/U. Krings (Hrsg.), Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein unge-



Abb. 4: »Bauen als Umweltzerstörung«. Exemplarisches Pamphlet des Architekten Rolf Keller 1973 gegen die „Sünden des (spät)modernen Städtebaus“.

Diese konzentriert sich, zumindest für das Gebiet der „alten“ Bundesrepublik, auf die Zentren: Berlin, Köln, Bonn, Hamburg, Düsseldorf sind nicht nur Orte lebendiger Auseinandersetzungen mit dem baulichen Erbe der Spätmoderne, sondern es sind auch ganz überwiegend Objekte aus diesen Großstädten, die im Fokus der Öffentlichkeit stehen. Das gilt nicht nur heute, weil dort durch den größeren Bestand die Problematik besonders virulent ist, sondern das war schon damals so, als die kritische Auseinandersetzung mit der Architektur der Spätmoderne die Planungseuphorie ablöste. Die Großstädte waren die Zentren der Auseinandersetzung; die Kritik richtete sich



Abb. 5: Das Hochhaus als Attraktion und Signum der Moderne in der Klein- und Mittelstadt. Ansichtskarten aus den 1960er Jahren; Archiv des Verfassers.

liebt es Erbe?, Köln 2011; O. Gisbertz, Nachkriegsmoderne kontrovers, Berlin 2012; M. Escherich (Hrsg.), Denkmal Ost-Moderne. Aneignung und Erhaltung des baulichen Erbes der Nachkriegsmoderne, Berlin 2012 und mit kurzem Überblick über den Stand der Dinge in gut fünfzig Ländern: U. Carughi (Hrsg.), Maledetti vincoli. La tutela dell'architettura contemporanea in Italia, Turin 2012.

hauptsächlich gegen Großstrukturen und gegen Verkehrs- und Infrastrukturbauten (vgl. Abb. 4). Klein- und Mittelstädte erscheinen in der Kritik allenfalls als positive Referenz gegenüber den „Sünden der Großstadt“. Während dort die normativen Stadtideale durch umfassende Eingriffe in Frage gestellt waren, ging es in Klein- und Mittelstädten oft um Einzelbauten, welche die traditionellen Strukturen und Dimensionen sprengten und so zeichenhaft markierten, dass die architektonische Nachkriegsmoderne nun auch an den Rändern angekommen war.

So ist es geradezu ein Spezifikum der Spätmoderne in Klein- und Mittelstädten, dass die Bauten als Solitäre wahrgenommen bzw. so dargestellt wurden. Sprechende Zeugnisse dafür sind zeitgenössische Postkarten, mit denen gerade Klein- und Mittelstädte stolz ihren Aufbruch in die architektonische Moderne des International Style dokumentierten (vgl. Abb. 5). Von den damals so stolz präsentierten Hochhäusern steht aber, wie oberflächliche Stichproben ergaben, bisher kaum eines unter Denkmalschutz. Abgesehen davon, dass sie inzwischen meistens ihre erste und nicht selten eingreifende Sanierung hinter sich haben, sind die Bauten zwar lokal auffällig, erscheinen aber insgesamt doch zu gewöhnlich, um das Interesse der Denkmalpflege zu finden.

Welche Bauten sind denn aber inzwischen als denkmalwürdig anerkannt? Was ist entsprechend publiziert und bildet damit quasi den Kanon der denkmalfähigen Architektur der 1960er und 1970er Jahre?

KANONBILDUNG

Die Frage, welche Bauten der Zeit aus Klein- und Mittelstädten wann in der Fachliteratur erscheinen, gibt zugleich Auskunft darüber, wann die wissenschaftliche Beschäftigung mit der hier zu betrachtenden Architektur überhaupt einsetzte. Noch in den vorwissenschaftlichen Bereich der aktuellen Leistungsschau zählt die Darstellung des eben Errichteten durch den Bund Deutscher Architekten am Beginn der Untersuchungsperiode: „Bauen in Deutschland 1945-1962“, für den BDA 1963 herausgegeben von Alfred Simon, führte 101 Bauten der Nachkriegsarchitektur vor.¹⁰ Der einsetzende Bauboom offenbart sich dadurch, dass die meisten der aufgeführten Beispiele ganz jung und an der Wende von den 1950er zu den 1960er Jahren entstanden sind. Auch bezüglich der Gewichtung der Bauaufgaben zeichnet sich – insbesondere bezogen auf Klein- und Mittelstädte – bereits die für die spätere Literatur bezeichnende Gattungsgewichtung ab.

Am Ende unseres Untersuchungszeitraums (1980) setzte dann die wissenschaftliche Beschäftigung ein, mit dem von Adolf Max Vogt initiierten und zusammen mit Ulrike Jehle-Schulte Strathaus und Bruno Reichlin erarbeiteten ersten kritischen architekturgeschichtlichen Überblick über die Baukunst von 1940-1980 für den Propyläen-Band „Kunst der Gegenwart“. Ihr Band enthält Ikonen der Nachkriegsmoderne, die heute

10 A. Simon (Hrsg.), Bauen in Deutschland 1945-1962, Hamburg 1963.

kaum bestritten sind und wohl überwiegend nie gefährdet waren. Das gilt zumindest für die ganz wenigen Beispiele aus Klein- und Mittelstädten, die das Corpus ansonsten metropolitaner Architektur ergänzen. Es sind die Schulhäuser von Hans Scharoun in Lünen und Ernst Gisel in Vaduz.¹¹ Sie vertreten eine Bauaufgabe, die für die 1960er und 1970er Jahre sehr charakteristisch ist, allerdings keineswegs nur für Klein- und Mittelstädte. Paradigmatisch spiegelt die innovative Architektur der beiden Anlagen pädagogische Reformkonzepte, über die sich die Raumkonfigurationen erklären und erschließen.

Am Beginn der *denkmalkundlichen* Beschäftigung steht eine Generation später Ralf Langes Band zur Architektur und zum Städtebau der 1960er Jahre in der Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz DNK. Er führt die chronologisch geordnete Reihe des DNK zum architektonischen Erbe der Moderne, in der 1987 Werner Durth und Nils Gutschow den Überblick über die 1950er Jahre vorgelegt hatten,¹² näher an die jüngste Vergangenheit heran. Sucht man darin nach bundesdeutschen Beispielen aus Klein- und Mittelstädten, findet man mit Günter Behnischs Progymnasium in Lorch erneut einen Schulbau; er ist heute eingetragenes Denkmal.¹³ Neben zwei Kirchen¹⁴ und zwei Wohnhäusern¹⁵ sind es auffälligerweise mehrere Rathäuser, die in Langes Übersicht Eingang gefunden haben. Außer dem eingangs gezeigten von Bensberg, sind es jenes von Dagersheim (1964/65), das mit dem Bensberger das Schicksal teilt, nach einer Zwangsfusion – in diesem Fall mit Böblingen – nicht mehr Rathaus zu sein, während umgekehrt das 1972-74 erbaute Rathaus von Rheda-Wiedenbrück als Ort und Symbol einer eben erst im Gefolge der Kommunalreform geschaffenen städtischen Einheit erbaut worden ist.¹⁶

Die Gebietsreformen waren gerade für Klein- und Mittelstädte ein relevanter Faktor für das kommunale Baugeschehen der Zeit; zugleich waren sie Teil von Verwaltungsreformen, die auch zu einer neuen Organisation der Arbeitsabläufe der Verwaltungen und damit auch zu räumlichen Neukonzeptionen führten. Darauf hat jüngst Clemens Kieser mit seinem Beitrag „Von der Kunst, Arbeit zu planen“ in der Publikation der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger zu Verwaltungsbauten der 1960er Jahre hingewiesen.¹⁷

11 A.M. Vogt / U. Jehle-Schulte Strathaus / B. Reichlin, *Architektur 1940-1980*, Frankfurt a.M. 1980, Nr. 107, 108, S. 128 f., 217.

12 W. Durth / N. Gutschow, *Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre*. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 33, Bonn 1987.

13 R. Lange (s. A 1), S. 75.

14 Ebda., S. 148: Kath. Heilig-Geist-Kirche, Emmerich, 1965/66, Denkmal, und S. 149: Kath. Wallfahrtskirche Maria, Königin des Friedens, Velbert-Neuves, Denkmal, 1966-68.

15 Ebda., S. 100: Terrassenhaus Höhenweg, Bad Nauheim, 1969-72, S. 102: Haus Mayer-Kuckuk, Bad Honnef, 1967.

16 Ebda., S. 55 und 57.

17 C. Kieser, *Von der Kunst, Arbeit zu planen: Verwaltungsbau in Deutschland 1960-75*, in: *Zwischen Scheibe und Wabe. Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale. Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland Bd. 19*, Wiesbaden 2012, S. 8-41.



Abb. 6: Reutlingen, Rathaus, Ansichtskarte um 1970;
Archiv des Verfassers.

Auch in diesem Inventar dominieren erwartungsgemäß die großstädtischen Bauten, und wiederum ist von den drei klein- und mittelstädtischen Beispielen eines ein Rathaus: jenes von Ahrensburg erbaut 1968-70 nach Plänen von Karl-Heinz Scheuermann.¹⁸ Weil die Bauaufgabe Rathaus für die 1960er und 1970er Jahre ganz offensichtlich von zentraler Bedeutung war, stand sie im Fokus der Tagung, mit welcher der Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU) im vergangenen Jahr in Reutlingen „Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre“ suchte.¹⁹ Es ist bemerkenswert und zeugt für die Breite, welche die sorgende Diskussion um den spätmodernen Baubestand in Deutschland inzwischen erreicht hat, dass sich der nationale Dachverband der Heimatschutzorganisationen diesem Thema zugewendet hat. Dabei standen in Reutlingen für ein Mal die Klein- und Mittelstädte nicht nur durch den Tagungsort (vgl. Abb. 6) im Zentrum des Interesses, sondern war durch die Fokussierung auf die sowohl zeit- wie stadtgrößenspezifische Gattung der Rathäuser gegeben.

Für sie gilt besonders, was Ralf Lange als Motto für seine Übersicht über die Architektur von 1960-75 setzte: „So viel Aufbruch war nie“.²⁰ Denn der Bauboom war nicht nur eine Folge von Bevölkerungswachstum und Gebietsreformen, sondern auch Zeichen

18 Ebd., Nr. 37, S. 142 f. Die beiden anderen klein- und mittelstädtischen Bauten sind Max Bäckers Gesundheitsamt in Nürtingen, 1963/64 (ebda., Nr. 13, S. 83 f.) und das Verlagsgebäude von Rowohlt in Reinbek von Fritz Trautheim 1966-70 (S. 138 f., Nr. 35).

19 *Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU)*, Klötze und Plätze. Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre. Dokumentation der Tagung am 4. und 5. Juni im Rathaus Reutlingen, Bonn 2012.

20 R. Lange (s. A 1), S. 7.

für das Vertrauen in einen starken Staat und selbstbewusste, expandierende Kommunen. Auch wenn sich die Krise der Moderne mit ihrem Glauben an die Planbarkeit der Welt bereits abzeichnete, war die Superiorität der Politik noch kaum bestritten. Es gab den Einwand, dass abgesehen von jenen (gerade in Mittelstädten nicht seltenen) Beispielen, in denen die Integration des Ratsaals zu gestalterischer Sonderlösung führte, die Rathäuser oft kaum mehr von privatwirtschaftlichen Verwaltungsbauten zu unterscheiden waren.²¹ Dem ist entgegenzuhalten, dass mit dem gesteigerten Publikumsverkehr und verändertem Demokratieverständnis die Verwaltungen transparent zu sein hatten und sich dem Bürger öffnen sollten, dass sich überdies die Repräsentations- und Würdeformen wandelten und sich teilweise tatsächlich denen der Privatwirtschaft anglichen. Immerhin ist evident, dass die Kommunen noch sichtbar und offensiv als Bauherren in Erscheinung traten und die Rathäuser in aller Regel schon durch ihre Dimensionen als Sonderbauten erkennbar waren. Die aufwändige (Expansions-)Planung war ja dann ein wesentlicher Punkt der Kritik in den 1980er Jahren am „kommunalen Größenwahn“ (vgl. Abb. 3). Heute wiederum erscheint mir das ein Faktor in der Beurteilung der Denkmalwertigkeit, repräsentiert sich darin doch anschaulich eine wichtige Epoche in der politischen Planungs-Geschichte der Bundesrepublik. In gewisser Weise ist diese Phase kommunaler Selbstrepräsentation vergleichbar mit dem Rathausbau mittelalterlicher Kommunen. Die Andersartigkeit dieser Zeit „kommunalen Größenwahns“ wird einem heute, angesichts der finanziell angeschlagenen Kommunen, ganz besonders bewusst.

Wie sehr dieses Selbstbewusstsein gegenwärtig, da auch der ökonomische Druck auf die nun zu sanierenden Bauten dieser Boomjahre groß ist, fehlt, zeigt sprechend – wenn auch nicht am Beispiel einer Klein- oder Mittelstadt und hoffentlich auch nicht symptomatisch – der von Martin Bredenbeck jüngst in die Diskussion eingebrachte Fall von Leverkusen: Das Mitte der 1970er Jahre errichtete und Formen mittelalterlicher Burgen zitierende Rathaus wurde 2007 in Folge eines Bürgerbegehrens(!) statt saniert, abgebrochen.²² An seiner Stelle entstand eine ECE-Shopping Mall, in die sich die Stadtverwaltung eingemietet hat; die Beschriftung „Rathaus“ steht nun in einer Reihe mit den Firmenschildern von Deutscher Bank, Nordsee und Saturn.

Auch andere groß dimensionierte Anlagen, deren zentrale Lage Begehrlichkeiten wecken, stehen heute, wenn die Sanierung ansteht, unter Druck. Beispiel dafür ist Reutlingen, wo zwar ein Teil der seinerzeit maßstabsprengenden, architektonisch aber hochqualitativen Anlage saniert worden ist, wo aber zugleich über einen Teilabbruch und die Privatisierung der Verwaltungstrakte bzw. deren Umbau in ein Einkaufszentrum diskutiert wird.²³

21 Ebd., 26 f.; C. Kieser (s. A 17), S. 24 f.

22 M. Bredenbeck, Neue Zeiten, neue Klötze, neue Akteure. Leverkusen und seine Rathäuser, in: *BHU* (s. A 19), S. 127-137.

23 A. von Buttlar, Das Reutlinger Rathaus – Denkmal der demokratischen Bürgergesellschaft, in: *BHU* (s. A 19), S. 177-185.

FEINDBILD EINKAUFSZENTREN

Mit den Einkaufszentren, von denen heute eine neue Generation in neuen Dimensionen in die Innenstädte drängt, sind wir bei einer für den Untersuchungszeitraum ebenfalls sehr typischen und Stadträume prägenden Baugattung. Ihr Status ist freilich prekärer, und anders als Schul- und Rathäuser der Zeit findet man sie auch kaum in der architekturgeschichtlichen und denkmalkundlichen Literatur. Umso prominenter sind Kaufhäuser in zeitgenössischen planungskritischen Publikationen der 1970er Jahre vertreten: Parzellen sprengende Dimensionen und Aufmerksamkeit erheischende (nicht selten aber zugleich banale) Fassadenarchitektur verbunden mit zeitgenössischer Kapitalismuskritik machen sie zum geradezu stereotypen Feindbild.

Tatsächlich verliefen in einem Großteil der Klein- und Mittelstädte die Prozesse so, wie sie Rudolf Matthias Hofer im Roman „Isarstetten. Roman einer bayerischen Kleinstadt“ beschreibt: Dem Konzentrationsprozess im Gewerbe suchten die Geschäftsinhaber seiner fiktiven Kleinstadt durch Steigerung der eigenen Attraktivität zu begegnen: „Sie renovierten ihre Häuser in der Stadt, befreiten die Geschäftsstraßen vom Altmodischen, schlugen deswegen im Parterre – und oft nicht nur da – die schönen Verzierungen herunter, brachen übergroße Schaufensterlöcher in die Fassaden [...]“.²⁴ Das kann nicht verhindern, dass sich ein gewitzter Kaufmann, nachdem er mehrere nebeneinanderliegende Parzellen erworben hat, das modernste Kaufhaus baut und sich dafür einen Architekten aus der Großstadt nimmt, dem der konservative Romanautor den überzeichnenden Namen Schädling gibt. Er und seine Mitarbeiter sind Männer des Fortschritts. „Sie hatten sich schon einen guten Namen gemacht, indem sie der so genannten Schönheit abgeschworen und sich der Zweckmäßigkeit und dem Materialreiz geweiht hatten [...] Sie schwelgen in den neuen Materialien, Beton und Stahl, Plexiglas und was sonst noch dazugehört.“²⁵ Tatsächlich wurden diese Materialien erstmals innerstädtisch in größeren Quantitäten sichtbar für Einkaufszentren angewendet. Die Lokalpresse ist vom Entwurf begeistert: „Hier entsteht ein großstädtisches Geschäftshaus, das den Ruf Isarstettens auf wirtschaftlichem Gebiet erneut unter Beweis stellt [...]. Wir sind auch wer!“²⁶

In größeren Orten konnte dagegen die zwischenstädtische Konkurrenz um die expandierenden Kaufhausketten bereits die heute evidente Machtverschiebung von der Politik hin zur Wirtschaft sichtbar machen. Michael Brix berichtete 1976 von Flensburg – damals bereits an der Schwelle zur Großstadt – wie Ende der 1960er Jahre das „monströse Kaufhaus“ Hertie zum Grundstück mit dem historischen Gebäudekomplex des zweiten Rathauses kam: „Die Kommune stellt ihr Revier dem Konzern zur Verfügung und errichtete außerhalb der Altstadt ein Verwaltungshochhaus – ein Lehrbeispiel für die Ver-

24 R.M. Hofer, *Isarstetten. Roman einer bayerischen Kleinstadt*, Freising 1994, S. 174.

25 Ebda., S. 176.

26 Ebda., S. 177.



Abb. 7: Magdeburg-Salbke, „Lesezeichen“, errichtet aus den so genannten Horten-Kacheln des abgebrochenen Kaufhauses in Hamm;
Foto: H.R. Meier.

schiebung der Machtstrukturen in unseren Städten.²⁷ Viele der damaligen Kaufhäuser sind inzwischen bereits wieder durch neuere Überbauungen ersetzt oder vollständig umgestaltet worden, ganz wenige nur sind ein Thema für die Denkmalpflege.²⁸ Beispielhaft für das Verschwinden einer ganzen, für unsere Untersuchungszeit sehr typischen Kette sind die Horten-Kaufhäuser, deren gekachelte Fassaden einst Sinnbild des Aufbruchs und stadtbildprägendes Markenzeichen waren. Inzwischen kann man die Städte (fast) an einer Hand abzählen, wo diese noch zu sehen sind. Wenn sie auch keinen Denkmalstatus beanspruchen können, so finden im Zeichen von Retrolook und Ressourcenbewusstsein zuweilen doch die Fassadenelemente erhaltendes Interesse und werden, wie in Schwäbisch Gmünd und Hamm, beim Abbruch der ehem. Kaufhäuser zur Wiederverwendung verkauft. Im letzteren Fall entstand auf diese Weise aus den Fassaden-Resten des westdeutschen Konsumtempels der 1970er Jahre im ostdeutschen Problemviertel Magdeburg-Salbke eine Stadtteilbibliothek (vgl. Abb. 7).²⁹

27 M. Brix, Denkmalpflege in Flensburg, in: Die Kunst unsere Städte zu erhalten, hrsg. vom Arbeitskreis Städtebauliche Denkmalpflege der Fritz Thyssen Stiftung, Redaktion H. Kier, Stuttgart 1976, S. 22-31, hier: S. 24.

28 Das Karstadt Warenhaus in Celle könnte m.E. als interessante Neuinterpretation für die „Fachwerkstadt Celle“ ein solches Beispiel sein; vgl. hierzu den Beitrag von Holger Pump-Uhlmann in diesem Heft.

29 Dazu G. Kowa, Lesezeichen Salbke, in: Bauwelt 2009/38, S. 30-33; H.-R. Meier, Architektur als Palimpsest. Spolien in der Gegenwartsarchitektur, in: Der Architekt 2/2013, S. 42-45.

KISTE IST KISTE, ODER: DIE FALLE DES BAUHAUSES

Fragen wir schließlich nach dem Umgang mit jenen zahlreichen Beispielen jenseits des Kanons, die durchaus mit hohen Ansprüchen gebaut worden sind. Es geht um die Moderne auf Alltagsniveau. Ich komme dafür auf den Schulhausbau zurück, einer, wie festgestellt, im fraglichen Zeitraum für Klein- und Mittelstädte besonders häufig realisierten Bauaufgabe, in der zeittypische Konzepte sichtbar werden. In der Regel werden diese Schulhäuser bis heute genutzt und sind nicht grundsätzlich umstritten. Das gilt nicht für teilweise aufwändige technische Anlagen, insbesondere die Schwimmhallen, die für den Schulhausbau der Zeit und die damit verbundenen pädagogisch-volksgesundheitlichen Ansprüche durchaus charakteristisch sind, deren Sanierung und Betrieb heute aber vielenorts in Frage gestellt sind.

Das folgende Beispiel zielt freilich auf einen anderen Aspekt, nämlich den der außerfachlichen – in diesem Fall höchstrichterlichen – Sichtweise auf die Architektur der hier interessierenden Zeit. Dass der zu schildernde Konflikt um den Umgang mit der Nachkriegsmoderne vom obersten Schweizer Gericht zu entscheiden war, macht das folgende Beispiel aus einer Schweizer Kleinstadt singulär, wogegen die zugrundeliegende Problematik nicht untypisch sein dürfte. In Rapperswil am Zürichsee erfuhr das Sekundarschulhaus Burgerau, ein abgewinkelter Jugendstilbau, 1960 eine Erweiterung. Nach einem Wettbewerb errichteten Walter Custer und Hans Zangger versetzt zum Bestandsgebäude einen zweigeschossigen Neubau (vgl. Abb. 8), der durch Volumen und Verzicht auf große Formen sich dem Altbau unterordnet, sich zugleich durch explizite Modernität von ihm abhebt und von den Nutzern auch als Gegenmodell zum „altmodischen“ Schulhaus erlebt worden ist. Gestiegener Raumbedarf, mehrfach notwendig gewordene Sanierungen des Flachdachs, aber auch eine ästhetisch argumentierende Modernekritik führten 1986 zu einem Erweiterungs- und Sanierungsprojekt, das u.a. die Aufstockung mit einem Giebbaldach und die Außenisolation der Fassaden vorsah. Die Architekten werteten das als Verunstaltung ihres Werks und damit als Verletzung ihres Urheberrechts, wogegen sie klagten. Unterstützung erhielten sie aus der Architektenschaft, während die Denkmalpflege sich zum Fall nicht äußerte. In erster (kantonaler) Instanz erhielten die Architekten recht,³⁰ dagegen hieß das Bundesgericht im September 1991 den Rekurs der Schulgemeinde letztinstanzlich gut.³¹ In längeren Abwägungen wurde u.a. geltend gemacht, dass die städtebaulich gute Einordnung als geistige Leistung nicht geschützt sei und die Urheberpersönlichkeitsrechte auch deshalb nicht verletzt würden, weil der Urheber nach dem Umbau nicht mehr erkennbar sei.

30 Flach oder steil? Die Sanierung des Sekundarschulhauses Burgerau in Rapperswil-Jona – das Kantonsgericht entschied, in: *Werk, Bauen und Wohnen*, 78, 1991, Nr. 1/2, S. 16.

31 Vgl. www.servat.unibe.ch/dfr/bge/c2117466.html [28.10.2013]; www.jumpcgi.bger.ch/cgi-bin/JumpCGI?id=BGE-117-II-466 [28.10.2013].



Abb. 8: Rapperswil-Jona, Burgerau-Schulhaus, Erweiterungsbau der Architekten Custer und Zanger in den 1960er Jahren; aus: *Werk, Bauen und Wohnen* (s. A 30).

Bemerkenswert ist dann aber vor allem die ästhetisch-stilistische Abwägung. Das Bundesgericht hält fest, die kubische Gestaltung des bestehenden Bauwerkes besteche zwar unbestreitbar durch ihre Leichtigkeit und Eleganz. Ähnliche Konstruktionen andernorts „belegen indes, dass das Erscheinungsbild in erster Linie durch die Anweisungen des so genannten Bauhaus-Stils geprägt ist. Entsprechend kann auch nicht von einem hohen Grad an Individualität gesprochen werden, der das Werk in eine ausgeprägte Beziehung zu den Klägern als Urheber stellen würde und unverwechselbarer Ausdruck ihrer Persönlichkeit wäre. Die durch den vorgesehenen Umbau in Mitleidenschaft gezogenen originellen Gestaltungselemente, welche die Schutzwürdigkeit des Werkes ausmachen, werden nicht in einer Weise beeinträchtigt, die nach einem unverzichtbaren Schutz der Urheber ruft. Dies führt zur Gutheißung der Berufung und zur Abweisung der Klage.“³²

Soweit das Schweizer Bundesgericht 1991, das damit ein Totschlagargument gegen die Denkmalfähigkeit der Architektur der (internationalen) Moderne konstruierte: Mit dem Rekurs auf die als „Bauhaus-Stil“ bezeichneten typischen Gestaltungsprinzipien der Moderne fehle dem Gebäude die Individualität. Die siegreiche Schulgemeinde konnte ihr Projekt dann übrigens doch nicht verwirklichen, weil das mit der Sanierung beauftragte stadtbekanntes Architekturbüro im Falle der Umsetzung seinen Ruf gefährdet sah und

32 Ebda.

daher einen Kompromissentwurf vorlegte, der die geforderte Raumerweiterung und die Dachentwässerung nach außen garantierte. Aber auch der realisierte Bau hat die elegante Leichtigkeit der 1960er Jahre verloren, ohne die volkstümelnde An- oder Zumutung des Umbauentwurfs zu gewinnen. In dieser Form besteht kaum mehr die Gefahr, dass dieser Schulhaustrakt zum Denkmal erhoben wird.

FAZIT

Das letzte Beispiel ist in mehrfacher Hinsicht typisch: Veränderte Nutzungsanforderungen und reale zeitspezifische bauliche Mängel und Schwächen werden instrumentalisiert, um ästhetische Abneigungen – zuweilen auch nur Unverständnis – scheinbar zu objektivieren. Resultiert daraus die Anpassung an einen diffusen Zeitgeist, gehen in der Regel bestehende Qualitäten verloren, ohne dass diese durch neue kompensiert würden. Oberflächliche Analogiebildungen dienen der Disqualifizierung.³³ Aus dem Anspruch der Moderne auf Rationalität des Entwurfs und auf Internationalität sowie aus der scheinbaren Ortlosigkeit der Moderne schließt man: Eine Kiste ist eine Kiste und davon gibt es reichlich. Gefragt wäre dagegen genaueres Hinschauen, um Qualitäten und Differenzen zu erkennen.

Davon unberührt sind nur wenige Bauten, die schon früh durch Publikationen kanonisiert wurden. Frei von Gefährdungen sind aber auch Werke großer Baukünstler nicht, wie etwa der aktuelle Streit um die Sanierung von Arne Jacobsens Rathaus von Mainz zeigt.³⁴

Neben ästhetischem Unverständnis (und technisch-materiellen Mängeln) wird die Anerkennung der Denkmalwürdigkeit der spätmodernen Bauten auch dadurch erschwert, dass sie als Repräsentanten nicht eingelöster Versprechen und Erwartungen gesehen werden. Das trifft nicht nur Klein- und Mittelstädte, ist dort aber besonders anschaulich bei Solitären, die einst Aufbruch verheißen haben, heute aber nur noch merkwürdig isoliert herumstehen. Bekanntlich veraltet nichts so sehr wie das Modische.

In Klein- und Mittelstädten wird der Paradigmenwechsel gegenüber dem späten Aufbruch in die Moderne besonders augenfällig: Bereits die zeitgenössische Planungskritik der 1970er Jahre rekurrierte auf die Kleinstadt als positives Gegenbild.³⁵ Sie knüpfte damit an die „malerischen Kleinstädte“, die als Ideal schon Camillo Sitte, Theodor Fischer und dem frühen Heimatschutz vorgeschwebt hatten. Gerade angesichts solcher vermeintlicher Kontinuitäten wirkte die 1960er/70er Jahre-Moderne doppelt störend.

33 Die im Falle des zitierten Gerichtsurteils verbunden ist mit einer merkwürdigen Umdeutung des Stilbegriffs. Das Argument ist nicht nur falsch, sondern auch unsinnig: wer würde etwa im Analogieschluss der Zuschreibung eines Gebäudes zum Jugendstil ein Argument gegen dessen Individualität sehen?

34 J. Glatz, Das Mainzer Rathaus von 1973 – ein Denkmal, aber ungeliebt, in: *BHU* (s. A 19), S. 110-118.

35 Augenscheinlich in den Bildbeispielen von „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ (s. A 3); zum Planungsparadigma (Klein-), „Stadt in der Stadt“ vgl. *M. Schreiber* (s. A 1), S. 9.

Die Denkmalfähigkeit und -würdigkeit dieser „Störungen“ anzuerkennen, erfordert für Angehörige der älteren Generationen auch, die eigene Position zu historisieren. Ob man seinerzeit den architektonischen Aufbruch und die damit verbundenen Abbrüche begrüßt oder bekämpft hat, ist dabei unerheblich; was seinerzeit dafür geopfert wurde, ist für immer verloren. Ob man die Bauten der Zeit also als Symbole enttäuschter Erwartungen oder als Repräsentanten erlittener Niederlagen sieht: Sie sind der Bestand, von dem wir nun ressourcenschonend und geschichtsbewusst auszugehen haben.

FACHWERK GUT, ALLES GUT?

DENKMALPFLEGERISCHES HANDELN IM UMGANG MIT FACHWERK

Wer sich mit historischen Altstädten befasst – sei es als Denkmalpfleger, als Stadtplaner, Bürgermeister oder Architekt – hat es auch mit Fachwerk zu tun. Dabei sind wir uns nicht immer bewusst, wie sehr unser heutiges Bild von Fachwerk von der Sichtweise und Handlungsweise unserer Vorgänger geprägt ist. Unser Fachwissen darüber mag im Laufe der Zeit auch ausgeprägter werden, im alltäglichen Umgang begegnen wir trotz alledem Vorstellungen, denen eben dieses Hintergrundwissen fehlt. Im Blickpunkt dieses Aufsatzes steht die Denkmalpflege in ihrem Umgang mit Fachwerkbauten, ihre Leitbilder, Vorstellungen, sowie rechtliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen, wobei der Blick beispielhaft auf Baden und Württemberg gerichtet ist.



Abb. 1: Hauptstraße in Nagold mit Neubau in historischer Hauszeile 2013; Foto: U. Plate.



Abb. 2: Nagold von Südwesten; Aufnahme 1912; Quelle: Regierungspräsidium Karlsruhe, Denkmalpflege (RPK).

Ausgangspunkt für die Überlegungen war ein Gang durch die Stadt Nagold (vgl. Abb. 1), Tagungsort von Forum Stadt e.V. im Juni 2013. Die Recherche im Fotoarchiv der Landesdenkmalpflege bestätigte den Eindruck, dass Nagold ein altes Fachwerkstädtchen ist, doch zeigt die Aufnahme von 1912 auch auf den ersten Blick, dass Fachwerk zu dieser Zeit zumindest größtenteils verputzt war (vgl. Abb. 2). Darauf komme ich später noch einmal zurück.



Abb. 3: Titelblatt zum ersten Kunstdenkmälerinventar in Württemberg;
Quelle: Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, Neckarkreis 1889, Tafelband.

Wenn das Thema Fachwerk aus der Sicht der Denkmalpflege behandelt wird, so ist zunächst zu konstatieren, dass sie die Altstadt als Ganzes nicht von Anbeginn an als ihr Betätigungsfeld gesehen hat. Ausgangspunkt war vielmehr das einzelne Monument, das aufgrund seines künstlerischen Wertes und seines Alters erhalten werden sollte – mit Willibald Sauerländer: „als Zeichen gegen Tod und Vergänglichkeit, Anrede an die Nachgeborenen, materialisierte Sicherung von Institutionen, Brauchtum und Rechten“.¹ Diesen ursprünglichen Begriff des Monumentum illustriert das Titelblatt des Tafelbands der Kunst- und Altertumsdenkmale im Neckarkreis von 1889 (vgl. Abb. 3):² Vereinzelt in eine künstliche, idyllische Landschaft eingestellt, sind die Kirchtürme der reichsstädtischen Heilbronner Kilianskirche oder der Esslinger Frauenkirche, gruppiert um ein Medaillon mit dem Zentrum der württembergischen Residenzstadt und Sitz des Auftraggebers, des Königs von Württemberg, dessen Wappen und Gebietsanspruch auch in Form eines Grenzsteins präsent sind. Hierauf nimmt auch die Grabkapelle auf dem Württemberg Bezug, errichtet rund 50 Jahre vor Erscheinen des Bandes, doch durch den Orts-

- 1 W. Sauerländer, Erweiterung des Denkmalbegriffs?, in: Denkmalpflege 1975. Tagung der Landesdenkmalpfleger Goslar 15.-20. Juni 1975, Arbeitsheft zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Hannover 1976, S. 187-201, hier S. 189.
- 2 E. Paulus, (Bearb.), Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, Stuttgart 1889.



Abb. 4: Holderriecht'sches Haus in Schwaigern; Quelle: *Landesamt für Denkmalpflege (LAD BW)*.



Abb. 5: Stadtansicht Altensteigs. Quelle: *Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg, Schwarzwaldkreis 1897, S. 161*.

bezug auf den Stammsitz der Württemberger und die königliche Widmung offensichtlich bereits würdig für den Platz auf dem Titelblatt. Selbstverständlich fehlen nicht die großen Klosteranlagen, die Türme von Kloster Schöntal, der Bebenhäuser Kapitelsaal und der Lorcher Kirchturm sind erkennbar. Ebenso die alten Stauferburgen, doch auch Schloss Lichtenstein, noch kein halbes Jahrhundert alt, eignet sich bereits zur Versinnbildlichung der Denkmale des Landes. Neben kleinen Ortssilhouetten ragt ein repräsentatives Fachwerkhaus heraus – das 1905 abgebrannte Holderriecht'sche Haus in Schwaigern (vgl. Abb. 4).

Auch im Band selbst werden Ortsbilder selten gewürdigt. In seiner unvergleichlichen Art hat der Denkmalpfleger und Dichter Eduard Paulus d.J.³ zum Beispiel die Altstadt von Altensteig im Oberamt Nagold gewürdigt: „Alte, im Winter lebensgefährliche Bergstadt links über der Nagold mit engen Treppengassen und steil übereinander sich emporgiebelnden Holzhäusern, oben das Alte und Neue Schloß“⁴ (vgl. Abb. 5).

3 Eduard Paulus (1837-1907), ab 1873 zweiter Konservator in Württemberg. Zu seinem Leben: R. Strobel, Eduard Paulus der Jüngere und Franz Xaver Kraus. Württembergs und Badens Anfänge des Kunstdenkmäler-Inventars, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 17, 1988, S. 43-52; R. Strobel, Eduard Paulus der Jüngere, zweiter Landeskonservator in Württemberg, gestorben vor 100 Jahren am 16. April 1907, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 36, 2007, S. 122-130.

4 E. Paulus (Bearb.), *Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Schwarzwald-*

Doch wie kam nun die Denkmalpflege vom „Monumentum“ zur Altstadt? Neben den eigenen, denkmalfachlichen Diskursen darf der Einfluss des 1904 gegründeten Bundes für Heimatschutz nicht unterschätzt werden, der von Anbeginn an den Anschluss an die Denkmalpflege suchte. In Württemberg wird die enge Verbindung offensichtlich durch ein nahezu gemeinschaftlich genutztes Publikationsorgan, das vom Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern herausgegebene Schwäbische Heimatbuch, das von 1935-1939 auch die Jahresberichte des Landesamtes für Denkmalpflege abdruckte.⁵ Heute sind diese Hefte eine wichtige Quelle für die Erforschung der Geschichte der Denkmalpflege in Württemberg in diesen Jahrzehnten.

Durch die Aktivitäten des Bundes für Heimatschutz, der binnen kürzester Zeit großen und breiten Zuspruch erhielt, verstärkte sich das Bewusstsein für Ensembles. Auch private Gebäude rückten damit ins Interessenfeld der Denkmalpflege. Dabei handelte die Denkmalpflege – zumindest in Württemberg – nach wie vor ohne die Existenz eines Denkmalschutzgesetzes. Eugen Gradmann, von 1898 bis 1920 dritter Landeskonservator in Württemberg, setzte sich unermüdlich für eine gesetzliche Regelung ein.⁶

Ein Erfolg und eine wichtige Grundlage – letztendlich bis zur Verabschiedung des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes 1971 – war die Landesbauordnung von 1910. Hier heißt es, „künstlerisch oder geschichtlich wertvolle Bauwerke (Baudenkmale) sollen in ihrem Bestand und Gesamtbild möglichst erhalten werden“,⁷ und Satz Nr. 2 macht deutlich, dass damit Neubauten und Bauveränderungen am Äußeren gemeint sind.

Bis heute begegnen wir immer wieder der Vorstellung, nur das Äußere eines Hauses liege im Interesse der Denkmalpflege. Dahinter steht ein Denkmalverständnis, das sich auf die Wirkung und damit auf das Bild konzentriert, nicht das Denkmal als Dokument versteht und kein Verständnis hat für die Substanz als Bedeutungsträger und das Innere als Zeugnis für Funktionen und Konstruktionen vergangener Zeiten.

Nach den Jahresberichten der 1930er Jahre lagen die Schwerpunkte der staatlichen Denkmalpflege auf kirchlichen und öffentlichen Gebäuden. Obwohl es für Maßnahmen im Inneren von Kirchen ebenfalls keine rechtliche Grundlage gab, bestand ein großes Interesse auf der Kirchenseite an der fachlichen Unterstützung durch die Denkmalpflege.

kreis, Stuttgart 1897, hier S. 161.

- 5 Die Jahresberichte des Landesamtes für Denkmalpflege wurden veröffentlicht: 1930/31 (in: Württemberg. Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat 3/1931, S. 183 ff.); 1931/32 (in: Württemberg 5/1933, S. 181 ff.); 1934 (Anhang zu: Schwäbisches Heimatbuch 1935); 1935 (Anhang zu: Schwäbisches Heimatbuch 1936); 1936 (Anhang zu: Schwäbisches Heimatbuch 1937); 1937 (Anhang zu: Schwäbisches Heimatbuch 1938); 1938 (Anhang zu: Schwäbisches Heimatbuch 1939); 1939/40 (in: Schwäbisches Heimatbuch 1949, S. 130 ff.); 1950-52 (Schwäbische Heimat 3/1952, S. 270 ff).
- 6 Eugen Gradmann (1863-1927), Pfarrer in Neuenstein, Mitarbeiter Inventar, seit 1898 Landeskonservator, Vorstand der Altertümersammlung; vgl. G. Kaufmann, Eugen Gradmann, in: ZSWLG 1/1937, S. 224 f.; Staatliche Denkmalpflege in Württemberg 1858-1958, Stuttgart 1960.
- 7 Artikel 97 Satz (1) und (2) der württ. Bauordnung vom 28. Juli 1910 (RGBl. I S. 509).

Neben Kirchenrestaurierungen wird von Restaurierungen und Forschungen an Burgen und Rathäusern berichtet, von Sammlungen, Altären und von archäologischen Funden. Daneben finden sich immer wieder Hinweise auf Maßnahmen an Fachwerkbauten; insbesondere das Thema Fachwerkfreilegung spielt eine zunehmend große Rolle. So schreibt der Konservator Richard Schmidt im Jahresbericht 1936: „Im laufenden Berichtsjahr hat das Denkmalamt bei der Wiederherstellung einer großen Anzahl von Fachwerkhäusern mitgewirkt und Staatsbeiträge vermittelt. Handelt es sich bei diesen Bauten auch in den meisten Fällen um einfache Beispiele handwerklichen Könnens, so ist ihre Instandsetzung deshalb doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß die gelungene Wiederherstellung eines einzelnen Gebäudes sehr häufig den Anlaß gibt, daß die Nachbarn dem Vorbild folgen. So haben sich im Laufe der letzten Jahre in zahlreichen Gegenden unseres Landes ganze Ortsbilder zu ihrem Vorteil verwandelt.“⁸

Sicherlich aufgrund des großen Interesses an diesem Thema wird im Schwäbischen Heimatbuch 1935 ein Merkblatt für die Instandsetzung von alten Fachwerkhäusern veröffentlicht, ausgestellt vom Landesamt für Denkmalpflege und vom Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. Darin heißt es: „Es kann sich aber nicht darum handeln, jedes Fachwerk, nur weil es alt ist, sichtbar machen zu wollen. Bei der Frage, ob ein seither unter Verputz liegendes Fachwerk wieder aufgedeckt werden soll, spielt auch die Lage des Hauses und seine Umgebung eine Rolle. Es muss bei der Entscheidung auch auf das Gesamtbild der Straße oder des Platzes Rücksicht genommen werden. Das Holzfachwerk hat seinem Wesen nach auch ein lebhaftes Aussehen, unter Umständen kann es unruhig und störend wirken. Es ist daher jeweils genau zu überlegen, was wichtiger ist: das einzelne Haus (dann kann es sich nur um ein besonders schönes und gut erhaltenes Fachwerk handeln) oder die Gesamtwirkung des Straßen- und Platzbildes.“⁹

Dieser Fund ist überraschend in Anbetracht der Tatsache, dass in den folgenden Jahrzehnten unendlich viele Fachwerkhäuser freigelegt wurden, völlig unabhängig davon, ob es sich um rein konstruktives Fachwerk handelte, das nie hatte sichtbar sein sollen, ob das Gebäude mit Bauornamentik als Putzbau konzipiert war, oder ob sich das Fachwerkhaus zwischenzeitlich in einer von Stein- und Putzbauten geprägten, städtisch anmutenden Umgebung befand. Das Merkblatt von 1935 belegt, dass damals zumindest bei den Fachleuten ein Bewusstsein dafür bestand, dass Fachwerkfreilegungen um jeden Preis fachlich und städtebaulich problematisch, ja sogar unerwünscht sein können.

Dieses Bewusstsein konnte sich nicht durchsetzen und hatte keine Folgen, weder im denkmalpflegerischen Handeln, noch im Leitbild des Heimatschutzes. Ein Grund hierfür mag in der ideologischen Befrachtung des Fachwerks als eines urdeutschen Baustils

8 R. Schmidt, Jahresbericht des Württ. Landesamts für Denkmalpflege 1935/36, 1. Bau- und Kunstdenkmale, Schwäbisches Heimatbuch 1936, Anhang, S. 1-13, hier S. 7.

9 Schwäbisches Heimatbuch 1935, S. 149.

liegen. Felix Schuster,¹⁰ 1925-1949 Schriftleiter des Schwäbischen Heimatbuches, formuliert dies 1936 – im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau des abgebrannten Dorfes Öschelbronn bei Pforzheim in Fachwerkbauweise – wie folgt: „Eine alte Forderung des Heimatschutz ist das bodenständige Bauen auf dem Land, d.h. daß ländliche Bauten in den Baustoffen, die in der Gegend vorhanden sind, und in Übereinstimmung mit der örtlichen Bauüberlieferung ausgeführt werden sollen. Es ist im Grunde genommen dasselbe, was heute mit den Worten ‚Blut und Boden‘ kurz gesagt wird.“¹¹ Die damals wieder aufgebauten Fachwerkhäuser sind 1998 in die Denkmalliste aufgenommen worden (vgl. Abb. 6).

Bereits 1938 ist bezüglich der Fachwerkreilegungen ein Sinneswandel zu verzeichnen, vermutlich unmittelbar bei demselben Konservator, der noch 1935 die Leitlinien mit verabschiedet hatte. In diesem Jahr wurde das Landesamt für Denkmalpflege um Richtlinien für den Dorfverschönerungs-Wettbewerb angefragt. Damals schrieb Richard Schmidt, Fachwerk solle, wo möglich, freigelegt werden. „Die Balken sind dann mit einem Ölfarbanstrich zu versehen, der in Württemberg entweder Englischrot oder dunkelbraun zu wählen ist. Andersfarbige Fachwerkanstriche sind bei uns nicht üblich.“¹² Mit dieser Auffassung steht Schmidt in guter Tradition. Bereits 1912 hatte Gradmann in seinen „Anweisungen zur Denkmalpflege“ zum Umgang mit freigelegtem Holzwerk ausgeführt (Nr. 35): „Das Holz wird angestrichen und getränkt mit Karbolineum, das ihm den dunklen, sammetweichen Naturton des alten von der Luft gebräunten, aber nicht vom Regen ausgebleichten Holzes gibt. Wird es mit Ölfarbe gestrichen, so wäre die Nachahmung des Holztones falsch; der Farbanstrich muss farbig sein. Die alte überlieferte Farbe des Fachwerkanstrichs ist hierzulande rot.“¹³

Die Denkmalpflege war in dieser Zeit dem Thema Fachwerk gegenüber sehr aufgeschlossen. Ein Beispiel ist das im Schwäbischen Heimatbuch 1940 vorgestellte Zimmergeschäft auf dem Kesselwasen in Esslingen am Neckar, „in sichtbarem ‚alemannischem‘ Holzwerk [...] Ausgeführt unter Mitwirkung des Landesamts für Denkmalpflege (Oberbaurat Prof. R. Lempp).“¹⁴ Das zwischenzeitlich erweiterte Fachwerkhaus mit den Türmen der Stadtkirche im Hintergrund ist bis heute ein sehr beliebtes Fotomotiv. Übrigens konnte sich die staatliche Denkmalpflege bis zuletzt nicht dazu entschließen, dem Gebäude als Zeugnis denkmalpflegerischen Handelns der 1930er Jahre Denkmalstatus zu-

10 Felix Schuster (geb. 22.05.1876 in Nagold, gest. 20.01.1950 in Stuttgart), 1909 Gründungsmitglied des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern, 1913-1950 2. Vorsitzender, 1925-1949 Schriftleiter des Schwäbischen Heimatbuches, vgl. www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/kg_l_biographien/134064569/Schuster+Felix [01.07.2013].

11 Schwäbisches Heimatbuch 1936, S. 79.

12 *Landesamt für Denkmalpflege*, Adelman-Archiv, Faszikel-Nummer 21.

13 Anweisungen zur Denkmalpflege. Amtsblatt des Königlich Württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, 20/1912, Stuttgart, den 28. Oktober 1912, S. 334-376, hier S. 349.

14 Schwäbisches Heimatbuch 1940, S. 125.



Abb. 6: Oeschelbronn: Neubauten von 1933, aus: Schwäbisches Heimatbuch 1940, S. 125.



Abb. 7: Esslingen am Neckar: Neubau von 1940 auf dem Kesselwasen, aus: Schwäbisches Heimatbuch 1940, S. 125.

zuerkennen. Zurzeit wird es unter Erhalt seines äußeren Erscheinungsbildes tiefgreifend saniert (vgl. Abb. 7).

Während des Zweiten Weltkriegs und unmittelbar danach war die Denkmalpflege mit anderen Themen als Fachwerkfreilegungen befasst. Es ging um die Rettung hochwertiger Kunstwerke – z.B. durch die Verbringung ins Salzbergwerk von Bad-Friedrichshall-Kochendorf und nach Kriegsende um die Beteiligung am Wiederaufbau der zerstörten Monumente. Über Maßnahmen in Ortskernen und an Fachwerkbauten finden sich in den Publikationen wenige Berichte.

Bereits 1949 liefert das badische Denkmalschutzgesetz eine rechtliche Grundlage für das Handeln in historischen Ortskernen.¹⁵ In den Formulierungen wird auch hier wieder deutlich, dass es in erster Linie um das „bauliche Erscheinungsbild unserer Städte und Dörfer“ geht. Im siebten Abschnitt heißt es explizit zur Umgestaltung von Straßen-, Platz- oder Ortsbildern: „§48 Anwendungsbereich: Soweit Straßen-, Platz- oder Ortsbilder durch kulturlose Bautätigkeit oder sonstige Verunzierungen augenfällige Beeinträchtigungen erlitten haben, [...] sollen sie im Rahmen der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeiten durch Beseitigung der Schäden oder durch Umgestaltung nach einheitlichem künstlerischen Entwurf zu harmonischer Wirkung gebracht werden.“ Und weiter in §49: „Das Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz wird zu diesem Zweck Pläne ausarbeiten.“¹⁶

Eine in diesem Zusammenhang interessante denkmalpflegerische Lösung – die erst jüngst wieder Gegenstand denkmalpflegerischen Handelns wurde – ist 1972 im Nach-

¹⁵ Schwäbisches Heimatbuch 1940, S. 125.

¹⁶ Badisches Denkmalschutzgesetz vom 12. Juli 1949, GVBl. S. 303.



Abb. 8: Mosbach: Hauptstraße 33 und 35, Vorzustand; Quelle: RPK.



Abb. 9: Mosbach: Hauptstraße 33 und 35, Neubauten von 1968; Quelle: RPK.

richtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg veröffentlicht worden.¹⁷ Es geht um zwei Fachwerkhäuser in Mosbach, Neckar-Odenwald-Kreis, Hauptstraße 33 und 35 (vgl. Abb. 8 u. 9). Der damals zuständige Konservator Peter Schubart berichtet über eine Sanierungsmaßnahme im unmittelbaren Umfeld des berühmte Palmschen Hauses von 1610. An dieser städtebaulich wichtigen und ortshistorisch sensiblen Stelle sollten in den beiden Fachwerkhäusern in der Hauptstraße zunächst nur die Erdgeschosse erneuert werden. Nach und nach stellte sich heraus, dass die Bausubstanz so schlecht und statische Mängel so groß waren, dass ein Abbruch der Häuser unumgänglich erschien. Eine Herausforderung war nun die Frage, wie mit der notwendigen Neubaulösung umzugehen sei. Die Entscheidung fiel zugunsten freier Kopien, „so daß wenigstens die drohende Lücke im sonst noch weithin geschlossenen Fachwerkbild der Hauptstraße vermieden werden konnte.“¹⁸

Die Kopien zeigen gegenüber dem Original gewisse Modifikationen: So wurden die Geschosshöhen geändert und angeglichen. Die Balkenköpfe wurden beim Neubau mit

¹⁷ Ebda.

¹⁸ Seit 1958 wird von den Staatlichen Ämtern für Denkmalpflege in Freiburg, Karlsruhe, Stuttgart und Tübingen das Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg herausgegeben. Mit der Gründung des Landesdenkmalamtes 1972 ändert sich der Titel in „Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes“, seit 2005 in „Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“.

der Decke zusammen in Stahlbeton ausgeführt und mit rauhem Schalholz eingeschalt, so dass sich die Holzstruktur an den Balkenköpfen abzeichnet.

Zum Ergebnis schreibt Schubart: „Die neuen Fachwerkbauten fügen sich harmonisch in die Altstadt ein. Mit dieser Kopie der beiden Fachwerkhäuser ist es gelungen, das Altstadtbild Mosbachs an entscheidender städtebaulicher Stelle zu bewahren.“ Schubart war sich der Problematik des Ganzen trotzdem bewusst. So weist er ausdrücklich darauf hin, „daß eine solche Kopie immer nur der letzte Ausweg sein kann, wenn alle anderen Mittel einer herkömmlichen Sicherung und Sanierung des originalen Bestandes versagen.“¹⁹

Wie es gesetzlich gefordert war, hatte sich die Denkmalpflege hier aktiv an der Entwicklung von neuen Plänen beteiligt. Da die Originale nicht zu erhalten waren, wurde eine Kopie gewählt. Die Entscheidung für eine zeitgenössische Neubaulösung schien undenkbar. Beide Gebäude blieben im Übrigen als Denkmale in der Denkmalliste. Erst 2012 wurde erneut die Frage gestellt, wie diese beiden Häuser eigentlich zu bewerten seien. Bis auf Reste des massiven Erdgeschosses von Haus Nr. 33 wurde den Häusern ihre Denkmaleigenschaft abgesprochen. Interessant ist, dass sie in ihrem Denkmalwert unter dem Aspekt des historischen Fachwerkhäuses gesehen wurden. Die Beteiligung der Denkmalpflege, die Entwicklung einer Lösung, die aus der fachlichen Sicht die beste war – die sogar veröffentlicht wurde, um sie als wichtigen Fall publik zu machen –, die Aspekte der eigenen Disziplingeschichte haben in die Entscheidung, vielleicht auch aufgrund der zeitlichen Nähe, keinen Eingang gefunden.

1972 trat das Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg in Kraft.²⁰ Sowohl in der Definition des Kulturdenkmals als auch in den Genehmigungsvorbehalten wird deutlich, dass sich hier ein Denkmalbegriff durchgesetzt hat, der das Denkmal als historisches Dokument begreift und die Substanz als Träger der Information – zumindest für eingetragene Denkmale von besonderer Bedeutung – gleichwertig neben dem Erscheinungsbild schützt.²¹ Der Verzicht auf städtebauliche Schutzgründe verdeutlicht die Vorstellung, die Denkmalpflege sollte nur bei historisch wertvollen Straßen-, Orts- und Stadtbildern eingreifen und sich dabei auf das – von der Substanz getragene – äußere Erscheinungsbild beschränken.²²

19 P. Schubart, Abriß und Neubau zweier Fachwerkhäuser in Mosbach, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1972, S. 26-32, hier S. 26.

20 Ebda. S. 32.

21 Das Denkmalschutzgesetz in seiner aktuellen Fassung ist nachzulesen unter: www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&query=DSchG+BW&psml=bsbawueprod.psml&max=true&aiz=true [22.06.2013].

22 Ebda.; neben dem Verbot, Kulturdenkmale ohne Genehmigung zu zerstören oder zu beseitigen sieht § 8 für nicht eingetragene Denkmale lediglich einen Genehmigungsvorbehalt bei einer Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes. Bei Kulturdenkmälern von besonderer Bedeutung, die gem. § 12 ins Denkmalsbuch eingetragen sind, wird dagegen für jede Veränderung in seinem Erscheinungsbild oder seiner Substanz ein Genehmigungsvorbehalt formuliert (§ 15). In der Denkmalpflegepraxis wird dieser Unterscheidung jedoch kaum gefolgt.



Abb. 10: Rathaus Besigheim um 1910; Quelle: LAD BW.



Abb. 11: Rathaus Besigheim 1970; Postkarte: Fotohaus Hildebrand, Göppingen.

Mit der neuen Definition der Denkmalfähigkeit aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen tritt das Fachwerkhaus gleichrangig neben Kirchen und Schlösser. Somit wird es auch Gegenstand restauratorischer Analysen. 1978 veröffentlichte beispielsweise der Restaurator Horst Wengerter seine Erkenntnisse zur Farbigkeit von Fachwerkbauten, die auf einer Reihe von Befunduntersuchungen basierten.²³

Mit der Entdeckung eines großen Farbspektrums und reicher Begleitmuster korrigierte er die Vorstellung von ausschließlich braunem und englischrotem Fachwerk, wie es 1938 gefordert wurde. Die Umsetzung dieser Erkenntnisse löste in der Öffentlichkeit durchaus Befremden aus, zu ungewöhnlich waren gelbes oder hellblaues Fachwerk für die Sehgewohnheiten.²⁴ (Vgl. Abb. 10, 11, 12).

Fachwerkfreilegungen waren in den 1980er Jahren nach wie vor gewünscht und üblich. Neben zahlreichen unsachgemäß freigelegten Beispielen mag hier wiederum ein Aufsatz als Beleg dafür dienen, dass jahrzehntelang kein Bewusstsein für einen zurück-

²³ Ebda., § 19, Schutz von Gesamtanlagen.

²⁴ H. Wengerter, Ochsenblut – eine Farbe? Neue Beobachtungen zur Farbigkeit alter Fachwerkbauten, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1978, S. 11-16



Abb. 12: Rathaus Besigheim 2013;
Foto: I. Geiger-Messner; LAD BW.

haltenden Umgang mit Fachwerkfriegelungen vorhanden war – weder bei Fachleuten, noch in der Öffentlichkeit. 1982 wirbt Reiner Hussendörfer, Leiter der Baudenkmalpflege in Stuttgart, in einem Artikel im Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes um Verständnis dafür, dass die Denkmalpflege Fachwerkfriegelungen in Geislingen/Steige abgelehnt hatte und erläutert, warum Freilegungen nicht immer sinnvoll sind: „Die verputzten Fachwerkfassaden fügten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in unseren Städten und Dörfern zu geschlossenen Platzwänden und Straßenbildern zusammen, so daß dann seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einzelne dieser Holzhäuser, durch Steinbauten ersetzt werden konnten, wobei sich diese Steinbauten unauffällig in das historisch gewachsene Ortsbild einfüg-

ten. Fachwerkfriegelungen haben vielerorts dieses einmal geschlossene Ortsbild gestört, verputzte Steinhäuser, verputzte Fachwerkhäuser und Sichtfachwerkhäuser stehen unvermittelt nebeneinander und finden nicht mehr zu einer gestalterischen Einheit zusammen.“²⁵ (Vgl. Abb. 13).

Mit der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Denkmalpflege veränderten sich auch deren Anforderungen an Fachwerkhäuser. Durch die Erkenntnisse aus Haus- und Bauforschung wurde das Fachwerkhaus zu einem Dokument, das auf seine Geschichte hin befragt werden kann. Alter und Konstruktionsweise, Grundriss und Aufbau sind zunehmend wichtig geworden für die Wertigkeit, die ein Fachwerkhaus zum Denkmal machen und haben ein Übergewicht über die Bedeutung als Träger des Altstadtbildes gewonnen.²⁶

25 Vgl. z.B. J. Cramer, Gelbes Fachwerk, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/1985, S. 160-167.

26 Zahlreiche Artikel im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege belegen das sich wandelnde, wissenschaftliche Interesse an Fachwerkhäusern. Zu erschließen sind diese über das Gesamtregister der Jahrgänge 1/1972 bis 40/2011, zu beziehen über: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/register.html [29.10.2013].



Abb. 13: Geislingen an der Steige 2013; Hauptstraße 3-17;
Foto: I. Geiger-Messner; LAD BW.

RESUMEE

Das Bild einer historischen Altstadt wird heute nach wie vor mit Sicht-Fachwerkbauten assoziiert. Denkmalpflege hat aktiv am Erscheinungsbild historischer Fachwerkhäuser mitgewirkt. Dabei unterstand sie gesellschaftlichen, ideologischen und fachlichen Vorstellungen, Wünschen und Kenntnissen. Insofern sind die Ergebnisse ihres Handelns Zeugnisse ihrer Zeit.

Diese Darstellung sollte diese aktive Mitwirkung der Denkmalpflege in ihrem historischen Wandel in Erinnerung rufen. Sie ist als Anregung gedacht, darüber nachzudenken, was wir heute vorfinden, wenn wir uns mit einem Fachwerkhaus befassen, und wie wir zukünftig damit umgehen wollen. Wir sollten uns darüber im klaren sein, dass wir beim Umgang mit Fachwerkbauten in fast keinem Fall ein originales Fachwerkdokument vorfinden, sondern oftmals ein Dokument des Handelns am Denkmal. Dies sollte uns auch bei der Bewertung des Dokuments und als Grundlage für Entscheidungen im Umgang mit dem Dokument bewusst sein. Vor diesem Hintergrund können Gebäude, wie die Beispiele aus Mosbach und Esslingen, eben doch wichtige historische Zeugnisse und somit Kulturdenkmale sein. Vielleicht muss bei einer Fachwerkrenovierung noch stärker darauf geachtet werden, dass die aus heutiger Sicht falsch verstandene Fachwerkfreilegung oder Fachwerkfarbfassung ein Dokument der eigenen Disziplingeschichte sein kann – und insofern ihren eigenen Zeugniswert besitzt.

ZUM KONSERVATORISCHEN UMGANG MIT BAUTEN DER 1960er UND 1970er JAHRE IN KLEIN- UND MITTELSTÄDTEN

Für den konservatorischen Umgang mit Bauten der 1960er und 1970er Jahre in Klein- und Mittelstädten als Einzeldenkmale gelten zunächst einmal keine anderen Vorgaben als bei Einzeldenkmalen in Großstädten oder Dörfern. Substanzerhaltung und Bewahrung des historischen Erscheinungsbildes gehören ganz generell zu den vorrangigen Zielen der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Dabei ist der Zunft der Denkmalpfleger mittlerweile durchaus bewusst, dass die Substanzerhaltung gerade bei Bauten dieser Zeitstellung bisher meist nur sehr eingeschränkt gelingt.¹ Ein wesentliches Merkmal für das Bauen nach dem Zweiten Weltkrieg stellt die zunehmende Verwendung von Materialien wie Beton, Aluminium, Kunststoffen, Holzverbundstoffen oder anderen Surrogaten dar. Heute sperren sich diese Bauten durch baukonstruktive Mängel, das Vorhandensein von oft nicht mehr reparablen Materialien oder gesundheitsgefährdenden Schadstoffen einer vorwiegend substanzorientierten Sanierung. Veränderte brandschutztechnische oder energetische Standards erschweren die Erhaltung zusätzlich.

Spezifische Fragestellungen bei Bauwerken der 1960er und 1970er Jahre in Klein- und Mittelstädten ergeben sich aber vor allem durch ihre architektonische Andersartigkeit hinsichtlich des Baukörpers, der Materialien oder der Dimension im traditionellen Altstadtkontext. Die Bau- und Kunstdenkmalpflege hat Bauten jener Jahrzehnte über lange Zeit in Theorie und Praxis ausgeklammert. In Baden-Württemberg lässt sich dies besonders anschaulich an den Ortskernatlanten der 1980er und 1990er Jahren aufzeigen.

Innerhalb der Gesamtanlagenkartierungen wurden dort größere Bauten oder Quartiere, die für das Ensemble als Störung aufgefasst wurden, als weiße Flächen ausgegrenzt und im Ergebnis als *Bereiche ohne denkmalpflegerisches Interesse* oder etwa als *Bereiche ohne ortsbildprägender Bebauung* definiert. Die Angaben in den jeweiligen Kartenlegenden schwanken über die Jahre. Was verbirgt sich hinter diesen denkmalpflegerischen Fehlstellen? Verbergen sich dahinter ausschließlich städtebauliche Ungetüme oder sind

1 Siehe z.B. M. Goer, Siedlungsdenkmalpflege, in: größer – höher – dichter, Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart/Zürich 2012, S. 70-73 oder A. Hansen, Substanz und Erscheinungsbild – Vom Umgang mit dem Baudenkmal der Nachkriegsmoderne, in: Zwischen Scheibe und Wabe, Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale, Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland, Bd. 19, Wiesbaden 2012, S. 43-51.

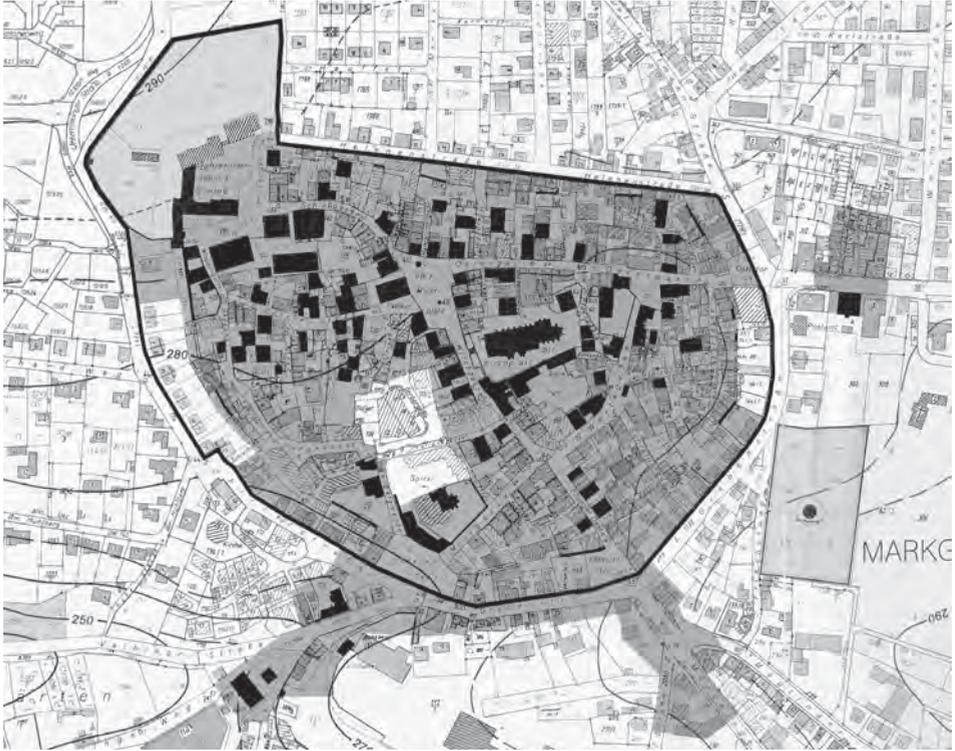


Abb. 1: Markgröningen: Kartierung der Kulturdenkmale und des Geltungsbereichs der Gesamtanlage aus dem Jahr 1986; dunkelgraue Flächen: Bereiche mit zusammenhängender ortsbildprägender bzw. noch ablesbarer historischer Bebauung. Für die ausgesparte weiße Fläche wurden keine denkmalpflegerischen Belange geltend gemacht; aus: Ortskernatlas Baden-Württemberg, Markgröningen, Karte III (Ausschnitt).

manchmal Qualitäten vorhanden, die aus heutiger Sicht auch von der Denkmalpflege anzuerkennen oder zumindest zu akzeptieren wären. An einigen Beispielen – vorwiegend des Mittleren Neckarraums – soll das konkretisiert werden.

Markgröningen

Der Ortskernatlas zur Stadt Markgröningen² im Kreis Ludwigsburg von 1987 grenzt nördlich des ehemaligen Spitals ein größeres Areal als weiße Fläche aus (vgl. Abb. 1). Dort wurde zunächst 1964/65 nach Plänen des Architekten Helmut Erdle an Stelle des nördli-

2 Karte III im Ortskernatlas Stadt Markgröningen, hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg, Stuttgart 1987.



Abb. 2: Markgröningen: Wohnbebauung von 1964/65 in der Spitalgasse; Foto: M. Goer, 2013.



Abb. 3: Markgröningen: Wohn- und Geschäftshaus von 1984/85 im Gerbergäßle; Foto: M. Goer, 2013.

chen Spitalgebäudes ein zweiflügeliges Apartmenthaus (vgl. Abb. 2) mit flach geneigten Dächern errichtet. Aus konservatorischer Sicht wäre natürlich die Verlustgeschichte der abgebrochenen Wirtschaftsgebäude des Spitals, über deren damaligen baulichen Zustand keine ausreichenden Informationen vorliegen, in die historische Bewertung mit einzubeziehen. Aber dennoch zeichnet sich diese moderne Wohnbebauung innerhalb der Altstadt von Markgröningen meines Erachtens durch deutlich mehr architektonische und städtebauliche Qualität aus als das angepasste Wohn- und Geschäftshaus von 1984/85 im benachbarten Quartier Gerbergäßle (vgl. Abb. 3).

Bietigheim

Angepasste und vermeintlich altstadtgerechte Bebauungen finden sich bereits in den späteren 1970er Jahren, so etwa in der weißen Fläche der Kartierung von 1988 zum Ostkernatlas der Stadt Bietigheim,³ die nach eigener Darstellung „im Vergleich zu anderen Städten besonders früh um einen schonenden Umgang mit der Altstadt bemüht“ war.⁴ Der dortige, vom Gemeinderat als Satzung beschlossene Altstadtrahmenplan von 1969 sah neben umfangreichen Erhaltungsvorgaben auch etliche Abbrüche vor, die erfreulicher-

3 Karte III im Ortskernatlas Stadt Bietigheim-Bissingen, hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg, Stuttgart 1988.

4 *Stadt Bietigheim-Bissingen* (Hrsg.), Bietigheim 789-1989. Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt, Bietigheim 1989, S. 770.



Abb. 4: Bietigheim: Wohnbebauung an der Metter aus den 1970er Jahren; Foto: M. Goer, 2013.

weise nur zum Teil verwirklicht worden sind. Die Wohnneubauung in Hanglage oberhalb des Flüsschens Metter und im östlichen Anschluss an einen authentischen Abschnitt der so genannten Metterfront zeigt heute mehr giebelständige Häuser als je zuvor (vgl. Abb. 4). Typisch sind die nach Farbleitplan gestrichenen Putzflächen, die relativ wenig hervortretenden Balkone sowie die dunkel gebeizten Holzverkleidungen in den Giebeltriecken, die von großzügigen Verglasungen durchbrochen sind. Denkmalpflegerisches Interesse im Sinne einer historischen Ortsbildprägung sollte für diese Bebauung heutzutage geltend gemacht werden. Sie ist längst Teil der Geschichte dieser Stadt.

Ganz und gar nicht angepasst präsentiert sich eine großflächige und großvolumige Warenhausbebauung, allerdings nicht innerhalb einer weißen Fläche des Ortskernatlases, sondern im direkten östlichen Anschluss an die Bietigheimer Altstadt. Das Kronenzentrum wurde am 5. Dezember 1973 eingeweiht und entstand u.a. anstelle des Gasthauses Krone mit einer über 400jährigen Tradition, das zuletzt als stadtbildprägender Fachwerkbau des 19. Jahrhunderts überliefert war. Das Kaufhaus Kronenzentrum, das zugleich Räume für Theater, Konzerte und Feste anbietet, wurde 1987, also keine 15 Jahre nach seiner Eröffnung bereits architektonisch aktualisiert und sperrt sich derzeit nicht nur von seiner Zeitstellung her gegen eine mögliche Integration in denkmalpflegerische Interessenssphären.

Sindelfingen

Radikale Erneuerungsideen innerhalb der Altstadt und im direkten Anschluss prägen die Daimlerstadt Sindelfingen. Für sie wurde in den 1980er und 1990er Jahren zwar kein Ortskernatlas erstellt, und es gibt hier formal keine als denkmalinteressensfrei markierte weiße Fläche, dennoch gehört Sindelfingen zu den anschaulichen Beispielen eines Umgangs mit den Bauten der 1960er und 1970er Jahre. Während die Altstadt im Kern von den großflächigen Erneuerungsideen der 1960er Jahre doch noch weitgehend verschont blieb und sich in den letzten Jahrzehnten sogar als Fachwerkstadt mit bedeutenden und auch sanierten spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Bauten



Abb. 5: Sindelfingen: ehem. Gemeinschaftswarenhhaus Domo 1970/71 an der Schnittstelle von Kernstadt und Oberer Vorstadt; Foto: M. Goer, 2013.



Abb. 6: Sindelfingen: Neues Rathaus von 1967/70; Foto: M. Goer, 2013.

präsentieren konnte, entstanden mit dem Wurmberg-Cityquartier direkt westlich an den Stiftsbezirk angrenzend und mit dem Neuen Rathaus im Osten altstadtsprengende Neubauvorhaben. Das einstige Gemeinschaftswarenhaus Domo mit angeschlossener Wohnbaubebauung (vgl. Abb. 5) steht mittlerweile in Teilen leer und zeigt erhebliche Schäden an den Betonoberflächen. Inwieweit hier eine dauerhafte Sanierung und adäquate Weiternutzung erfolgen wird, ist derzeit offen.

Die Denkmalpflege dürfte trotz der sehr typischen und prägnanten Architektur der Jahre 1970/71 angesichts der hohen Wertigkeit des benachbarten und in seinem Erscheinungsbild beeinträchtigten Stiftsbezirksensembles mit der bedeutenden romanischen Martinskirche wohl eher Sympathie mit denjenigen Bürgern hegen, die sich einen Rückbau erhoffen.

Anders dagegen dürfte sich die Auffassung der Bau- und Kunstdenkmalpflege mit Blick auf das Neue Rathaus (vgl. Abb. 6) entwickeln, das nach einem Wettbewerb von 1963 durch die Architekten Günter Wilhelm und Jürgen Schwarz zwischen 1967 und 1970 errichtet worden war. Der im Umfeld weiterer öffentlicher moderner Bauten platzierte und architektonisch anspruchsvolle Verwaltungsbau ist sowohl im hochwertigen Inneren als auch im Äußeren gut überliefert und dürfte den Rang eines Kulturdenkmals erreichen.

Rottweil

Die Kartierung der denkmalpflegerischen Belange im 1989 erschienenen Ortskernatlas von Rottweil⁵ enthält wiederum weiße, also vermeintlich unhistorische Bereiche. Von besonderem Interesse ist das Sanierungsgebiet Heilig-Kreuz-Ort, das 1972 ausgewiesen und in einem Gutachten aus dem Jahre 1973 als Standort für den Neubau eines zusätzlichen Verwaltungsgebäudes in unmittelbarer Nähe zum Historischen Rathaus empfohlen wurde.

Der prominente Architekt Heinz Mohl, zu dessen wichtigen Bauwerken das ehemalige Kaufhaus Schneider in Freiburg (1969-1975), die Heinrich-Hübsch-Schule in Karlsruhe (1978-1985) und der dortige Erweiterungsbau der Staatlichen Kunsthalle (1982-1990) gehören, schuf in Rottweil als Wettbewerbssieger zwischen 1976 und 1980 einen sehr gemäßigt modernen Verwaltungsbau (vgl. Abb. 7), der in seinen Erkern und Aufzugsgauben klassische Motive Rottweiler Wohnbauten in eigenständiger Form weiterleben lässt. Mohls durchaus sonst stärker kontrastierende Bauten sind niemals nur auf sich selbst bezogen, sondern nehmen trotz Modernität auf das städtische Umfeld Rücksicht.

Bei diesem Baukomplex sollte die Bau- und Kunstdenkmalpflege nicht nur ein allgemein denkmalpflegerisches Interesse bekunden, sondern bereits die Wertigkeit eines Einzeldenkmals zum Ausdruck bringen.



Abb. 7: Rottweil: Neues Rathaus von 1976/80; Foto: M. Goer, 2013.

5 Karte III im Ortskernatlas Stadt Rottweil, hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg, Stuttgart 1989.

Waiblingen

Dass die Bau- und Kunstdenkmalfpflege in ihrem Ortskernatlas von 1986 zur Stadt Waiblingen, das 1974-76 nach Plänen des bekannten Architekten Wilfried Beck-Erlang errichtete Marktdreieck⁶ (vgl. Abb. 8) als weiße Zone definiert hat, überrascht nicht. Ungewöhnlich ist aber schon, dass auch der benachbarte Rathausneubau (vgl. Abb. 9) von 1959 in exponierter Lage über der Stadtmauer und mit spannungsreicher Architektur damals als Fläche ohne denkmalpflegerisches Interesse bewertet wurde.

Beck-Erlang, der fast zeitgleich mit dem Marktdreieck die Kuppel des Stuttgarter Planetariums erbaute, hat hier einen Solitär im historischen Kern von Waiblingen landen lassen, der in der Tat aufgrund seiner Form, seines Materials, seiner Oberflächen und seiner Farbigkeit im schroffen Gegensatz zum allgegenwärtigen Hausbestand steht. Dennoch sollte die Denkmalpflege dieses Bauwerk nicht nur aus dem Niemandsland der weißen Flächen hervorziehen, sondern auch vorbehaltlos und wissenschaftlich fundiert auf eine mögliche Kulturdenkmaleigenschaft hin prüfen.



Abb. 8: Waiblingen: Geschäftshaus Marktdreieck von 1974/76; Foto: M. Goer, 2013.



Abb. 9: Waiblingen: Neues Rathaus von 1959, Aufnahme 1985, aus: H. Decker-Hauff, Waiblingen. Porträt einer Stadtlandschaft, Stuttgart 1985, S. 9.

6 Karte III im Ortskernatlas Stadt Waiblingen, hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg, Stuttgart 1987; vgl. auch den Vortrag von Hans Schultheiß auf der Internationalen Städtetagung von Forum Stadt e.V. über das Waiblinger Marktdreieck – demnächst als Druckfassung in dieser Zeitschrift.

Ludwigsburg

Um in Anlehnung an den österreichischen Schriftsteller Karl Krauss zu sprechen: Zu Ludwigsburg fällt mir nichts mehr ein: Die einzige barocke Stadtgründung Württembergs hat aus heutiger Sicht nicht nur eine Stadtautobahn zu beklagen, die Residenzschloss und Residenzstadt tiefgehend voneinander trennt, und nicht nur ein Krankenhochhaus, das wichtige Blickachsen auf das Schloss empfindlich stört, sondern und vor allem ein Einkaufszentrum samt Wohnanlage (vgl. Abb. 10), das das hoch bedeutende Stadtensemble des 18. Jahrhunderts gravierend beeinträchtigt.

Das Marstall-Center bietet auf zwei Verkaufsebenen Platz für insgesamt 54 Ladengeschäfte. Über dem Einkaufszentrum befinden sich bis zu 15-stöckige Bauten mit Büros, Praxen, einem Kindergarten und über 200 Eigentumswohnungen. Durch den Wegzug namhafter Unternehmen und einem zunehmenden Leerstand von Ladenflächen entwickelte sich das Center in den letzten Jahren zu einer Dead Mall. Doch vor kurzem hat das ECE Projektmanagement das in Teilen marode Center übernommen und will es 2015 als renoviertes Einkaufszentrum mit rund 60 Geschäften und moderner Gastronomie für das breite Publikum wiedereröffnen.

Aus der Sicht der Denkmalpflege zählt das Marstall-Center in Ludwigsburg freilich zu den Großbauten der 1970er Jahre, deren städtebauliche Integration in eine barocke Stadtanlage nicht vorstellbar erscheint. Einen langen Atem vorausgesetzt, und den haben Denkmalpfleger bekanntlich ja, bleibt daher ein Rückbau unser klares Ziel.

RESÜMEE

Die Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg hat über Jahrzehnte die ungeliebte Architektur der 1960er und 1970er Jahre in unseren Altstädten systematisch ausgegrenzt und als historisch bedeutungslos in ein Niemandsland abgeschoben. Sicher, es liegt auf der Hand, dass nur sehr wenige Bauten davon den Rang eines Kulturdenkmals werden erreichen können. Aber sie sind längst zum historischen und damit zum grundsätzlich bewahrenden Baubestand unserer schmucken mittelalterlich und neuzeitlich geprägten Stadtbilder geworden. Denkmalpflege fußt spätestens seit Georg Dehio und Alois Riegl auf dem Dokumentenwert und nicht allein auf dem Gestaltwert unserer baulichen Hinterlassenschaften. Die Mehrzahl der hier behandelten Altstädte besitzen die Qualität einer Gesamtanlage gemäß § 19 Denkmalschutzgesetz. „Veränderungen an dem geschützten Bild der Gesamtanlage bedürfen der Genehmigung der unteren Denkmalschutzbehörde“, so heißt es im Absatz 2 dieses Paragraphen. Neues wächst zum Alten hinzu, Neues verdrängt manchmal auch Altes. Eine Ausgrenzung per se jedoch – wohl möglich noch aus der Betroffenheit des damaligen Zeitgenossen oder aufgrund der stilistischen Präferenz einer vertrauten, malerischen Idylle – wird dem prozessualen Charakter von Geschichte nicht gerecht.



Abb. 10: Ludwigsburg, Wohn- und Geschäftskomplex Marstall-Center von 1972/75. Teilansicht mit Obelisk auf dem Holzmarkt im Vordergrund; Foto: *M. Goer*, 2013.

Ich plädiere daher für eine grundsätzliche Akzeptanz von Bauten jener Zeit in unseren Altstädten, für eine weitgehende Integration in das denkmalpflegerische Handeln, nicht unbedingt als Einzeldenkmale, aber als schützenswerte historische Bausubstanz. Eine solche Auffassung schließt nicht aus, dass in Einzelfällen Rückbau und neue architektonische und städtebauliche Lösungen konservatorisch unterstützt und gefordert werden.

AKZEPTANZ UND ABWEHR

DIETER OESTERLENS BEITRAG ZUM HILDESHEIM DER 1960er JAHRE

1962: Der Architekturfotograf Heinrich Heidersberger setzt das Gymnasium Andreaenum in Hildesheim kurz nach dessen Fertigstellung ins Bild (vgl. Abb. 1). Seine klare Bildkomposition lässt gleich zwei Protagonisten zu: im Vordergrund die Schule, kontrastreich gezeichnet und offen die Konstruktion zeigend. Im Hintergrund die Türme von St. Michael, ein steinernes Großvolumen. Es liegen Welten zwischen diesen Architekturen, und Heidersberger feiert diesen Kontrast als ästhetisches Moment.

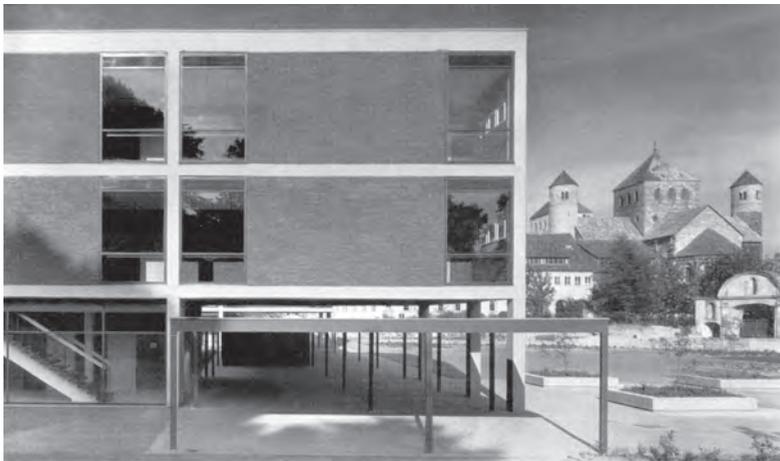


Abb. 1: Heinrich Heidersberger. Klassentrakt des Gymnasium Andreaenum 1962, im Hintergrund St. Michael; Foto: *Stiftung Heinrich Heidersberger*.

Die Feierlichkeiten anlässlich der Eröffnung des Gymnasiums bilden eine verwandte Stimmungslage ab. Der Rektor der Schule, zugleich auch Oberbürgermeister der Stadt, verkündet in seiner Rede euphorisch: „Wir haben auf alten Fundamenten gebaut, aber wir haben ein neues Haus errichtet. Das sollte uns ein Symbol für all unser Tun sein.“ Nach der Schlüsselübergabe durch den Architekten erheben sich die 1.200 Festgäste zur Schweigeminute für die Gefallenen beider Weltkriege. Anschließend folgt ein Festgottesdienst in der bis auf den letzten Platz besetzten Michaelskirche, halb Hildesheim scheint



Abb. 2: Trauma-Bewältigung:
Kriegsfolgen-Dokumentation 1947.

auf den Beinen zu sein. Die Kollekte zum Abschluss gilt den „Deutschen jenseits der Mauer“.¹ Krieg, Kalter Krieg und der Blick nach vorne, das alles liegt in dieser Situation und an diesem Ort in der Stadt nah beieinander.

Noch kurz vor Kriegsende, im März 1945, wird das Stadtzentrum Hildesheims so stark zerstört, dass es Planer gibt, die einen Neuaufbau an anderer Stelle vorschlagen.² Hermann Seelands Buch *Zerstörung und Untergang Alt-Hildesheims*³ zeigt auf dem Titel den Bereich um den Michaelishügel mit der Kirchenruine von St. Michael (vgl. Abb. 2).

Alt-Hildesheim ist verloren, Neu-Hildesheim soll sich zwischen den wiederaufzubauenden Kirchen der Stadt entwickeln – so lässt sich die städtische Baupolitik ab 1948 zusammenfassen. Die Rahmenbedingungen sind gut, wirtschaftlich geht es seit 1955 nur bergauf, zu den größten Arbeitgebern entwickeln sich die Firmen Bosch und Blaupunkt. Hildesheim versteht sich in den 1960ern als Hochtechnologie-Standort und arbeitet an seinem Selbstverständnis als künftige Großstadt mit über 1.000 jähriger Geschichte.⁴ Vor

diesem Hintergrund ist der Neubau für ein Traditions-Gymnasium wie das Andreanum immer auch ein programmatischer Akt.⁵ Die im 13. Jahrhundert gegründete Schule gilt mit ihrem altsprachlichen Profil als Lehranstalt für eine stadtbürgerliche Elite. Der im Krieg restlos zerstörte Vorgängerbau war 1869 von Conrad Wilhelm Hase entworfen worden, die Schule im Stil der Neogotik repräsentierte die Pädagogik des preußischen Hildesheim. Das Andreanum der 1960er Jahre formuliert eine deutlich sichtbare Abkehr von der preußischen Schultradition – in Bau und Überbau. Es geht um eine neue Traditionssetzung.

1 AdK Berlin, Nachlass Oesterlen, Hildesheimer Rundschau, 03.09.1962.

2 So der Architekt Werner Dierschke (1905-1983). Dierschke war bis 1936 Leiter der Stadtplanungsabteilung im Stadtbauamt Hildesheim und ab 1951 Oberbaurat in Hannover; vgl. M. Overesch, Hildesheim 1945 bis 2000. Neue Großstadt auf alten Mauern, Hildesheim 2006, S. 30.

3 H. Seeland, *Zerstörung und Untergang „Alt-Hildesheims“*. Chronik vom 30. Juli 1944 bis 8. Mai 1945, Hildesheim 1947.

4 Zur Wirtschafts- und Einwohnerentwicklung Hildesheims vgl. M. Overesch (s. A 2). Die Großstadtmarke mit über 100.000 Einwohnern wird 1974 erreicht. Nach der im Zensus 2013 ermittelten Bewohnerzahl ist Hildesheim wieder als Mittelstadt zu werten.

5 Zum Gymnasium Andreanum siehe zuletzt: A. Schmedding, Dieter Oesterlen. Tradition und zeitgemäßer Raum, Tübingen / Berlin 2011, S. 56, S. 300.

Das Baugrundstück der Schule liegt auf dem Gelände der ehemaligen Abtei von St. Michael und grenzt an den mittelalterlichen Hagentorwall an. Der Schulbau geht auf einen Wettbewerb von 1959 zurück, bei dem das Büro von Dieter Oesterlen den ersten Preis gewinnt. Den Entwurf kann Oesterlen nahezu unverändert umsetzen.⁶ Baubeginn ist 1960, Bauherrin ist die Stadt Hildesheim, die Bauleitung liegt beim städtischen Hochbauamt. Für Schulgarten und Schulhof kann Oesterlen den Berliner Garten- und Landschaftsplaner Walter Rossow hinzuziehen. Die bevorzugte Lage des Grundstücks auf dem erhöht gelegenen Michaelishügel mit Blick auf Hildesheim, vor allem aber die unmittelbare Nachbarschaft zur Kirche und zur ehemaligen Abtei, ist unter städtebaulichen und denkmalpflegerischen Gesichtspunkten eine Herausforderung. Oesterlens Wettbewerbsmodell in Gips von 1959 klärt die Verteilung der Massen in Bezug auf die Kirchen- und Klosteranlage (vgl. Abb. 3).

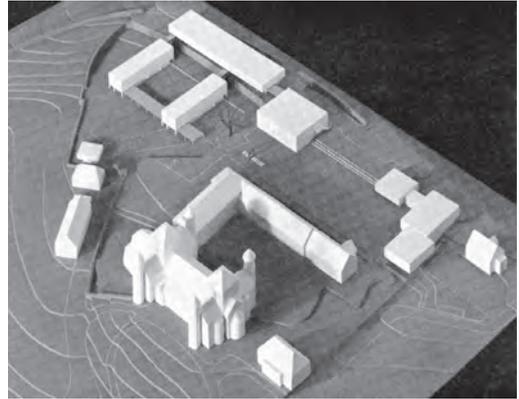


Abb. 3: Gymnasium Andreanum. Wettbewerbsmodell 1959; Quelle: ADK Berlin (s. A 19).

Dem Wortlaut der Wettbewerbsunterlagen zufolge sucht Oesterlen in dieser sensiblen städtebaulichen Situation den – wie er es nennt – „maximalen Respektabstand“. Seine Strategie besteht aus drei Komponenten: Den Schulkomplex rückt er an den äußersten Rand des Grundstücks, alle Baukörper lässt er in die zweite Reihe hinter die Baulinie der Klosteranlage treten, und den Hauptbau sattelt er auf die historische Wallanlage auf, wo er – außerhalb des historischen Klosterbezirkes – auch den Haupteingang vorsieht. Das Raumprogramm des Gymnasiums wird statt in einem repräsentativen Bau in einzelnen Kuben untergebracht, womit Oesterlen auf eine „Kleinmaßstäblichkeit“ zielt, die im gesuchten Kontrast zur Kirche stehen soll.⁷ Die Kuben legt er in die Horizontale, statt sie konkurrierend neben die weithin sichtbare Landmarke der Kirche zu stellen. Die Baukörper sind rechtwinklig ineinandergesteckt, die quer zum Hang stehenden Klassentrakte sind so durch das offene Element der Pausenhalle verbunden, freitragende Stege verbinden die Klassentrakte mit dem Hauptbau. Respektabstand und Kontrast – das sind die Formeln, die an diesem sensiblen Ort in Hildesheim zum Bauauftrag führen.

Das Gymnasium Andreanum führt lehrbuchartig vor, was der Hochschullehrer Oesterlen unter „gebundenem Kontrast“ versteht: ein Bauen im Bestand, das auf die Befind-

6 Die freistehende Aula, die dazugehörige Freitreppenanlage zum Pausenhof und ein Internat werden einem zweiten Bauabschnitt zugeschlagen und nicht von Oesterlen realisiert.

7 AdK Berlin, Nachlass Oesterlen, Akte Projekte, „Gymnasium Andreanum“.

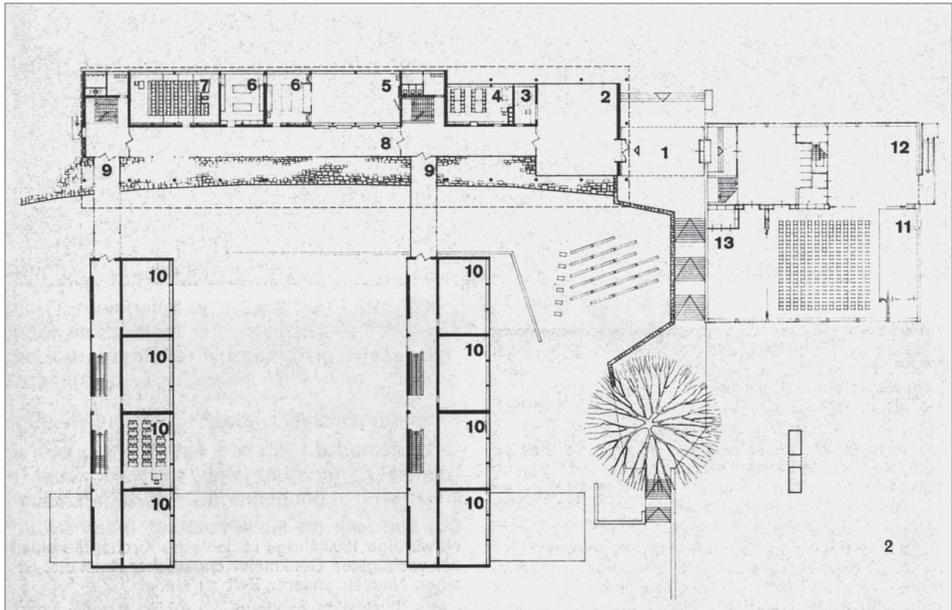


Abb. 4: Ordnung, Schlichtheit und Maßsystem: Grundriss Gymnasium Andreanum M 1 : 100;
Quelle: *ADK Berlin* (s. A 19).

lichkeiten des Ortes reagiert, mit seinen Besonderheiten interagiert und einen deutlich erkennbaren Gestaltungsanspruch vertritt.⁸

Oesterlen entwirft das Gymnasium als Neuinterpretation einer Klosterschule. Die Entwurfsidee fußt auf den Themen Ordnung, Schlichtheit und Maßsystem (vgl. Abb. 4). Die *conclusio* des Kreuzganges wird in der Anordnung der Klassentrakte zitiert, aber aufgebrochen. Das Motiv der Durchlässigkeit, des Ineinanderübergehens ist überall an der Schule zu finden. Bemerkenswert ist, dass sich Oesterlen bei den Klassentrakten für einen Grundriss entscheidet, der die Schulbaudiskurse der 1950er Jahre um den richtigen Zugschnitt und die passende Belichtung völlig ignoriert. Stattdessen sind die Klassentrakte aus dem Grundmaß des Quadrats entwickelt. Quadrat und Kreis in abstrakter Komposition, so liest sich auch die Gartengestaltung von Walter Rossow. In der modularen Anwendung geometrischer Grundformen lassen sich Gemeinsamkeiten zwischen dem Schulbau und der Kirche erkennen, Oesterlen variiert in Grund- und Aufriss das Baukastenprinzip des romanischen Nachbarbaus. Schule, Kloster und Kirche treten auch in der

⁸ Schmedding hat sich mit dem „gebundenen Kontrast“ bei Oesterlen intensiv befasst, vgl. *A. Schmedding* (s. A 5), S. 235-239.

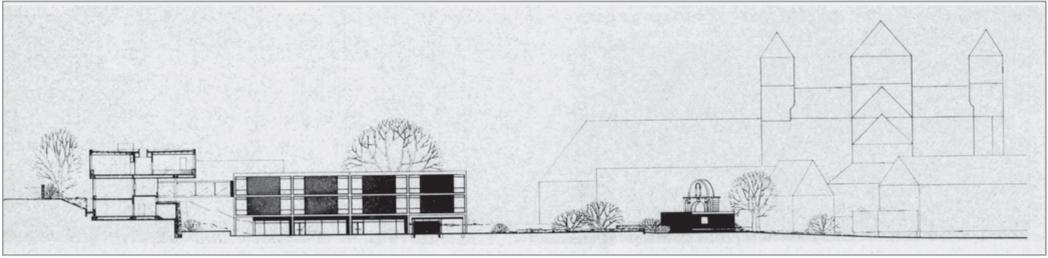


Abb. 5: Aufeinander bezogen: Die Höhenstaffelung der Schule orientiert sich an Kloster und Kirche.

Baukörperstaffelung in einen spannungsreichen Dialog (vgl. Abb. 5). Und auch in der Ausnutzung des Baugrundes tritt der „gebundene Kontrast“ als Leitgedanke zutage: Die barocke Stützmauer des Klosterareals mit einbeziehend, werden die Gebäudetrakte aufgestaffelt und damit das Problem des Geländeversprungs zum Vorteil gewendet. Sehr klar zieht Oesterlen die Kubatur des Haupttraktes über die Konkave des Mauerverlaufs (vgl. Abb. 6). Keineswegs also ist diese Architektur selbstreferentiell, ausschließlich aus dem abstrakten Ordnungsgefüge gewonnen. Stattdessen knüpft sie an, sattelt im Wortsinne auf Bestehendes auf, bietet Ausblicke auf das gewachsene Umfeld. Dabei entsteht eine „städtebauliche Kernzelle, in der Weite und Enge, Offenes und Abgeschlossenes, Flaches und Hohes, Sicheinfügen und Sichexponieren miteinander in Wechselbeziehung stehen“, so charakterisiert Ulrich Conrads die Arbeitsweise Oesterlens.⁹

Dieter Oesterlen¹⁰ und Walter Rossow¹¹ sind in der jungen Bundesrepublik Planer, die aus schwierigen städtebaulichen Situationen, aus Störungen und Brü-



Abb. 6: Aufgesattelt: der Haupttrakt thront über den Klassentrakten auf der historischen Klostermauer; Stege führen zu den Klassentrakten; Foto: Stiftung Heinrich Heidesberger.

9 U. Conrads, *Neue deutsche Architektur* 2, Stuttgart 1962, S. 11.

10 Dieter Oesterlen (1911-1994): Studium der Architektur an den Technischen Hochschulen in Stuttgart und Berlin, ab 1945 freier Architekt in Hannover, 1953-1976 Professor für Gebäudelehre und Entwerfen an der TU Braunschweig. Zu Oesterlen siehe zuletzt: A. Schmedding (s. A 5).

11 Walter Rossow (1910-1992): Studium der Gartentechnik in Berlin-Dahlem, 1952-1966 Professor für Landschaftsgestaltung an der Architekturabteilung der UdK Berlin, 1966-1975 Professor für Landschaftsplanung an der Fakultät für Bauwesen/ Architektur der TH Stuttgart; vgl.: D. u. C. Valentien, Walter Rossow, in: *Neue Deutsche Biographien* XXII, S. 97-98.

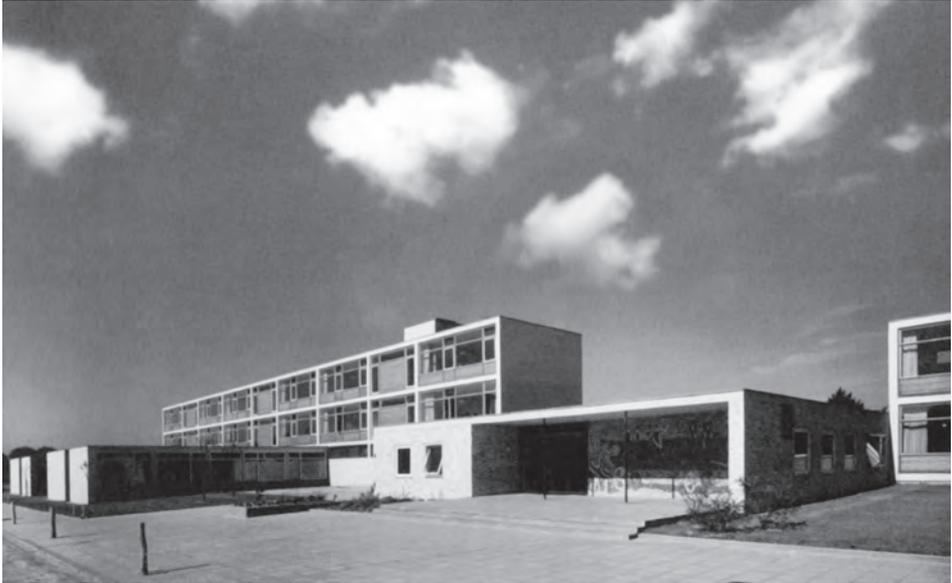


Abb. 7: Wilhelm-Busch-Schule in Hannover-Ricklingen (1956-1958) von Dieter Oesterlen;
Foto: *Archiv Kerstin Renz.*

chen ihre besten Entwürfe entwickeln. Oesterlen demonstriert sein Verständnis vom Bauen im Bestand erstmals beim Wiederaufbau der Marktkirche in Hannover (1947); der radikale Wurf des niedersächsischen Landtags (1957) lässt ihn bundesweit bekannt werden, und das Historische Museum in Hannover (1960, 1963-66) gilt bis heute als vorbildliche Lösung. Mit dem Garten- und Landschaftsplaner Walter Rossow verbindet Oesterlen die Vorliebe für ordnende Strukturen und sachliche Reduktion der Formen. Rossow verantwortet die Grüngestaltung der Interbau in Berlin (1957) und den Garten des Deutschen Pavillons in Brüssel (1958); zeitgleich mit dem Hildesheimer Auftrag arbeitet er an den Gartenanlagen rund um den Landtag und das Neue Schloss in Stuttgart. Die Hildesheimer beauftragen mit Oesterlen und Rossow ein Duo, das für eine junge westdeutsche Moderne steht.

Oesterlens Schulbauten, viele davon in neuen Siedlungsgebieten gelegen, sind autonome Objekte, die sich selbstbewusst im städtebaulichen Gefüge behaupten. Mit insgesamt sieben realisierten Schulen im norddeutschen Raum gilt er Mitte der 1960er Jahre als versierter Schularchitekt. Oesterlen und sein Hochschulkollege Kraemer verhelfen der Bauaufgabe Schule zu neuer Bedeutung. Die Schule ist gebaute Ordnung – nach dieser Idee entstehen Architekturen, die sich in ihrer Konzeption stark ähneln, sachlich-nüchterne Gebäude, die disziplinierend auf die Nutzer und die städtebauliche Umgebung wirken sollen. Gemeinsames Merkmal ist immer das flache Dach, die kubische Auffassung

vom Baukörper, die bereits im Entwurf eingeplante Erweiterungsmöglichkeit der Häuser und ihre zumeist konstruktions- und materialsichtige Fassadenausbildung. Die Wilhelm-Busch-Schule in Hannover-Ricklingen besticht durch klare Kubatur und Linearität (vgl. Abb. 7). Zusammen mit Kraemers Dortmunder Aufbau- und Abendgymnasium (1956-59) oder dessen Handelsschule in Heidelberg (1956-58) werden diese Schulen auch im Ausland als Referenzprojekte der bundesdeutschen Moderne gefeiert.¹² Alle diese Schulen nutzen mit Stahl, Beton und großflächiger Verglasung neue Ausdrucksformen, ihre Bauweise aber ist konventionell. Von der Idee des vorgefertigten Systemschulbaus, die zeitgleich im Ausland Fuß fasst, sind diese Schulen strikt zu trennen. Sie wollen das Gegenteil alles Experimentellen sein und sind Statussymbole einer modernen Industriegesellschaft. Die Vorbilder hierfür kommen aus dem schweizer Schulbau der 1950er- und 1960er Jahre. Architekten wie Jaques Schader, Bruno und Fritz Haller oder Franz Füg geben mit ihren gleichermaßen asketischen wie opulenten Schulen den Weg vor. In das Schulbau-Themenheft der Zeitschrift Bauen + Wohnen vom April 1966 wird das Gymnasium Andreanum in den Kreis einer internationalen schweizerisch dominierten Schulbaumoderne aufgenommen.¹³

Oesterlens Architekturen im Hildesheim der 1960er Jahre sind Signalbauten, die Wohlstand und Fortschritt verkörpern.¹⁴ Den zeitgleichen Stadtumbau verantwortet Stadtbaurat Bernhard Haagen,¹⁵ er setzt sich seit über einem Jahrzehnt für die Modernisierung Hildesheims ein: Fußgängerzonen, Verkehrstangenten und Kaufhäuser in der Innenstadt sind Vorzeigeprojekte auf dem Weg zur Großstadt.¹⁶ Der Alte Markt steht seit 1948 im Fokus der Stadtentwicklungspolitik, Pro oder Contra Rekonstruktion der historischen Marktplatzbebauung, das ist seit Kriegsende eines der beherrschenden Themen in der Hildesheimer Bürgerschaft. Viel Aufruhr gibt es seit jeher, wenn sich hier Neues als Neu zu erkennen gibt.¹⁷ Haagen will die Vergrößerung des Alten Marktes durchsetzen,

12 E. Kidder-Smith, *Moderne Architektur in Europa*, München 1964; J. Burchard, *The Voice of the Phoenix. Postwar Architecture in Germany*, Cambridge 1966.

13 *Bauen + Wohnen* 4 (1966), S. 140-143. Redaktion zu diesem Zeitpunkt: Ernst Zietschmann, Hannover und Jürgen Joedicke, Stuttgart.

14 Wichtiger Auftraggeber ist zudem die Evangelische Landeskirche: 1964-67 entsteht die Zwölf-Apostel-Kirche, 1964-67 die Auferstehungskapelle im Stadtteil Moritzberg, 1968-70 das Gemeindezentrum Marienburger Höhe.

15 Bernhard Haagen (1908-1997): 1928-1935 Studium der Architektur an der TH Berlin und TH Stuttgart, 1941-1945 Regierungsbaurat Marinebauverwaltung Kiel, ab 1945 Leitung Planungsamt Hildesheim und kommissarisch der Stadtbauverwaltung, 1948-1976 Stadtbauamtsdirektor in Hildesheim. Für diese Hinweise danke ich Dr. Maike Kozok von der Unteren Denkmalschutzbehörde und Claudia Gassmann vom Stadtarchiv der Stadt Hildesheim.

16 M. Overesch (s. A 2), S. 100-114.

17 Ausführlich hierzu siehe M. Falser, *Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland*, Dresden 2008, S. 137-141; W. Schmidt, *Der Hildesheimer Marktplatz seit 1945. Zwischen Expertenkultur und Bürgersinn*, Hildesheim 1990; zusammenfassend: A. Schmedding (s. A 5), S. 225-230.

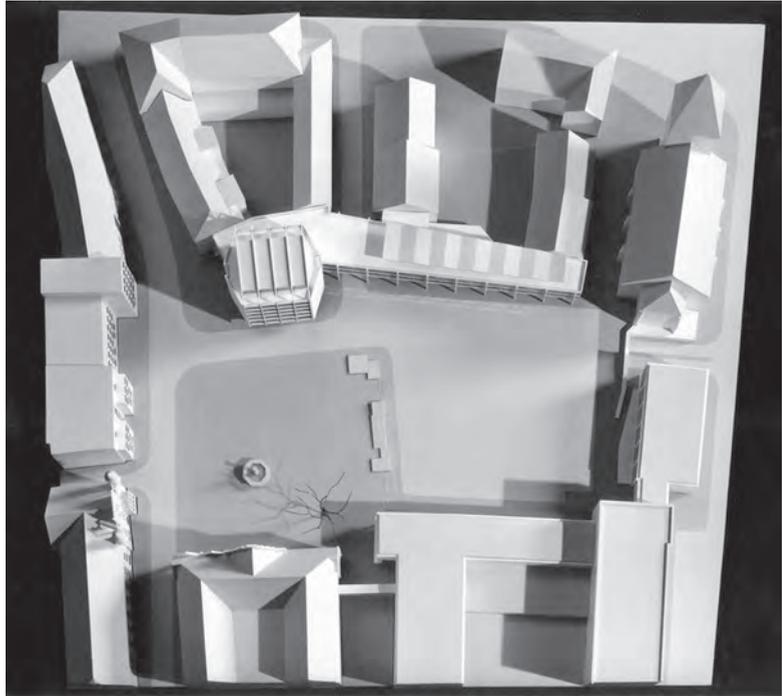


Abb. 8: Zentrum Neu-Hildesheims: Marktplatz-Wettbewerbsmodell von Dieter Oesterlen mit Hotel Rose und angeschlossnem Bürotrakt; gegenüber die Rathausenerweiterung von Gerhard Graubner (1960);
Quelle: *ADK Berlin* (s. A 19).

der Weg hierhin wird mittels eines Bürgerentscheides gebahnt. Kurz nach Fertigstellung des Gymnasium Andreanum erhält Oesterlen den Auftrag zum Bau eines Hotels mit angeschlossnem Bürotrakt am „neuen“ Alten Markt.¹⁸ Das Ensemble soll den vergrößerten Platz an der Westseite neu definieren und die seit dem Krieg bestehende Brachfläche wieder schließen. In den Wettbewerbserläuterungen heißt es dazu: „Das durch den Rathausneubau schon gegebene Thema „Alt-Neu“ soll in der neuen Baugruppe mit Entschiedenheit fortgesetzt werden.“¹⁹ Oesterlen entscheidet sich am Alten Markt für einen architektonischen Paukenschlag, sein Hotel dominiert als siebengeschossige Stahlbeton-Vertikale den Platz, angeschlossn ist ein dreigeschossiger Bürohausriegel mit Läden im

18 Zur Baugeschichte des Hotel Rose siehe A. Schmedding (s. A 5), S. 225-230, S. 301-302; ebenso W. Schmidt (s. A 17), S. 91-106.

19 *AdK Berlin*, Nachlass Oesterlen, Akte Hotel Rose, Erläuterungsbericht zum Wettbewerb 1960.

Erdgeschoss. (vgl. Abb. 8).²⁰ Der Architekt zielt bei allem „Mut zum Weiterführen, was mit Mut begonnen wurde“ auf die „Aktivierung der historischen Bauten“ im städtebaulichen Umfeld und sucht durch Niedrighalten des Bürohauses die Blickbeziehung zur dahinterliegenden Jakobikirche.²¹ Hotel und Bürotrakt bilden die Kulisse und Platzkante für einen Marktplatz, der nach den Bedürfnissen der 1960er Jahre auch als Parkplatz dient. Die Höhe des Hotels greift die Höhe des zerstörten Knochenhauer-Amtshauses auf, das als eines der bekanntesten mittelalterlichen Fachwerkbauten Deutschlands ehemals die Westseite des Marktplatzes dominierte. Oesterlens gebundener Kontrast wirkt sogar *post mortem*.

Zu Fragen des Bauens im Bestand bezieht der Architekt immer wieder Stellung: „Historische Bauten kommen wertvoller und ehrwürdiger zur Wirkung, wenn ihnen im ‚gebundenen Kontrast‘ neue, zeitgemäß gestaltete Bauten gegenüberstehen“, schreibt er 1960.²² Rekonstruktionen seien dann denkbar, wenn die Funktion sich nicht wesentlich geändert und das Gebäude kaum zerstört wäre – eine Haltung, die einigen Deutungsspielraum zulässt. Im Gegensatz zu seinem Kollegen F. W. Kraemer²³ lehnt er eine Rekonstruktion des Knochenhauer-Amtshauses als Fälschung ab, schon eine „Angleichung“ empfände er als „schwächlich“. ²⁴ Zu Fragen des Bauens im Bestand der alten Stadt gibt es in der Architektenschaft und in der Architektenausbildung der 1960er Jahre keinen Konsens. Auch Oesterlen bleibt letztlich in der Frage, wie sich das Bauen seiner Zeit im altstädtischen Kontext zu verhalten habe, vage. Rekonstruktion ja oder nein, Sichtbarmachen eigener Ergänzungen ja oder nein – die Antwort müsse jeder Architekt für sich selbst finden.²⁵ „Gewiss war es für keine Epoche schwieriger, Neubauten altem Baubestand anzupassen“, diese Einschätzung zur aktuellen Lage trifft Hans Eckstein 1964 und führt die Probleme beim Bauen im Bestand auf die veränderte Situation auf dem Bauemarkt zurück: „Es haben sich [...] nicht nur die Konstruktionen und Formen geändert, sondern auch die Massen und Maße.“ Doch Eckstein erteilt einen naheliegenden Rat: Maßliche Missverhältnisse seien mit einer guten Stadtplanung, die mit einer vernünftigen Bodenordnung einhergehe, vermeidbar.²⁶ In Hildesheim ist die Planung für den Marktplatz seit 1948 von ebensolcher „Bodenordnung“ geprägt,²⁷ beste Voraussetzungen

20 In Materialwahl und Gliederung ist der Bau am Marktplatz ohne Entsprechung. Oesterlen kombiniert Basaltlava als Verkleidungsmaterial mit Balkonbrüstungen aus Kupfer, Fensterbänder mit einer akzentuierten Betonstreben-Vertikalgliederung.

21 *AdK Berlin* (s. A 19).

22 Ebda.

23 Kraemer spricht sich 1949 anlässlich eines Wettbewerbs zur Neugestaltung des Alten Marktes für die Rekonstruktion des Knochenhauer-Amtshauses aus.

24 *AdK Berlin* (s. A 19).

25 Zu dieser Einschätzung kommt auch A. Schmedding (s. A 5), S. 231.

26 H. Eckstein, Einordnung des Neuen in alten Baubestand, in: *Bauen und Wohnen* 2 (1964), S. 45.

27 Zur Hildesheimer Marktplatzbebauung seit 1945 ausführlich: W. Schmidt (s. A. 17); zusammenfassend: A. Schmedding (s. A 5), S. 225-230.

also, um den Kontrastkörper des Hotels Rose zuzulassen. Die Hildesheimer lieben das Ensemble dennoch nicht. Vor dem Hintergrund der Debatte um Stadtzerstörung und Identitätsverlust kommt es Mitte der 1970er Jahre zu Abwehrreaktionen, der Ruf nach dem verlorenen Alt-Hildesheim wird lauter. Der vormals an der TU Braunschweig Architektur- und Stadtbaugeschichte lehrende Kunsthistoriker Jürgen Paul zeigt Verständnis und hält insbesondere das Knochenhauer-Amtshaus 1979 für ein „Nationaldenkmal deutscher Bürgerkultur“, dessen Wiederaufbau wünschenswert erscheine.

Paul erklärt die Rekonstruktionswünsche der Hildesheimer mit einem Zeitgeist, der den „Gegensatz zum Gegenwärtigen brauche, um die Distanz zur eigenen Zeit zu ertragen.“²⁸ Heimatgefühle zu erzeugen, sei legitimes Bedürfnis in einer Zeit, deren „eindimensionale Stimmigkeit einer totalen Gegenwärtigkeit“ zum Widerspruch reize. Der zeitgenössische Architekt glaube irrigerweise, über kulturelle Bedürfnisse und Pflichten bestimmen zu müssen.²⁹ War Paul sich der Wirkung seiner Worte, die heute als Polemik gegen die Architektur der 1960er Jahre aufzufassen ist, bewusst? Die Hildesheimer sehen sich Ende der 1970er / Anfang der 1980er Jahre veranlasst, ihrem modernisierten Alten Markt das Fluidum des Altstädtischen zurückzugeben. Die Ostseite des Platzes wird einer Fassadenrekonstruktion unterzogen, die auch Paul nicht mehr vertreten mag.³⁰ Doch die Debatte um die „gesichtslose“ Moderne lässt sich, einmal losgetreten, nicht mehr stoppen. Mitglieder der Jugendorganisation einer konservativen Volkspartei bezeichnen das Hotel Rose als „an Hässlichkeit kaum überbietbar“. Sie entstammen einer Generation, die sich mit den baulichen Zeugnissen der 1960er Jahre nicht identifiziert, die „Distanz zur eigenen Zeit“ wird virulent.

Ein von Heilungs- und Wiedergutmachtungswünschen getragener städtebaulicher Einladungs-Wettbewerb im Jahr 1980 mit Harald Deilmann, Oswald Matthias Ungers und Gottfried Böhm reagiert auf die veränderte Stimmungslage. Böhm gewinnt den Wettbewerb mit dem Vorschlag, dem Hotel Rose die Fachwerkfassade des Knochenhauer-Amtshauses vorzublenzen und gleichzeitig die Stahlbetonstruktur dahinter auszubauen.³¹ Doch es kommt radikaler. 1983 erklärt der niedersächsische Kultusminister persönlich den Marktplatz zum Baudenkmal. Mit zweckentfremdeten Bundesmitteln aus dem Städtebau-Förderungsgesetz wird das Hotel Rose aufgekauft und 1986 abgerissen. Schon seit 1984 läuft unter Beteiligung des Büros Kraemer, Sieverts und Partner die Rekonstruktion der Nordseite des Alten Marktes. Ab 1987 wird das Knochenhauer-Amtshaus wiederaufgebaut, der Platzraum wieder verkleinert.

28 J. Paul, Das Knochenhauer-Amtshaus in Hildesheim. Vom Nachleben einer Architektur, in: *Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte* 18 (1979); M. Falser, Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland, Dresden 2008, S. 139.

29 W. Schmidt (s. A 17), S. 181.

30 J. Paul, Kulturpolitische Fassadenbetrachtungen, in: *Der Architekt* 9 (1986), S. 372.

31 Ausführlich: W. Schmidt (s. A 17), S. 143-153.



Abb. 9: Signalbau von Neu-Hildesheim: Das Hotel Rose am Hildesheimer Markt (1963);
Foto: Akademie der Künste Berlin.

Der Alte Markt ist heute Höhepunkt jeder Stadtführung, die Authentizität Alt-Hildesheims ist für Touristen und Vertreter jüngerer Generationen wieder Fakt. Sie kommen in die Stadt, um ein intaktes Knochenhauer-Amtshaus und eine intakte romanische Kirche am Michaelishügel zu sehen. Dabei spielt es keine Rolle, dass St. Michael ab 1945 in großen Teilen rekonstruiert wurde. Von der Bevölkerung als „Mahnmal göttlicher Wiederherstellung“³² gefeiert, wird die Teil- bis Totalkopie anlässlich einer 1.000-Jahr Feier im Sommer 1960 eingeweiht – kurz vor Baubeginn des Gymnasium Andrea-num. Die Stadtverwaltung initiiert im gleichen Jahr die Aufnahme von St. Michael in die Liste des UNESCO Weltkulturerbes. Der Antrag wird abgelehnt, das ICOMOS Komitee findet zu einer denkmalpolitisch bemerkenswerten Begründung: Es handele sich bei St. Michael um eine „wissenschaftliche Neuschöpfung“, daher sei der Rang des Welterbedenkmal nicht gegeben. Ganz anders dann 1985. Einem erneuten Antrag, St. Michael als UNESCO-Welterbe anzuerkennen, wird auf politischen Druck hin stattgegeben.

Was hat das alles mit der Architektur Dieter Oesterlens zu tun, die am Alten Markt verschwunden ist und hier in unmittelbarer Nachbarschaft von St. Michael bis heute wertgeschätzt wird? Sehr viel, denn die Konfrontation mit dem Bauen der 1960er Jahre

32 Landesbischof Lilje, zit. n. *M. Falser* (s. A 28), S. 153.

macht die Authentizitätsbehauptung von Traditionsinseln wie dem Alten Markt oder von Rekonstruktionen wie der Michaelskirche erst möglich. Eine „Alte Stadt“ kann es nur dort geben, wo eine „Neue Stadt“ kontrastierend gegenübersteht. Der Traditionsinsel des Alten Marktes nimmt man ihre Historizität dankbar ab, weil sie umgeben ist von der Stadt der Boomjahre und ihren (vielfach ungeliebten) Architekturen.³³

Auf dem Michaelishügel dagegen treten Oesterlens Gymnasium und St. Michael in eine entspannte dialektische Beziehung. Auch hier braucht das vermeintlich Alte das Neue, um als alt akzeptiert zu werden: Der Kontrastkörper der Schule (neu!) wirkt auf die Wahrnehmung der Kirche (alt!) zurück. Je stärker der Kontrast ist, desto eher lässt sich die Authentizitätsbehauptung der Kopie aufrechterhalten. Das Gymnasium Andreanum reagiert auf die Totalkopie der Kirche und wird so zum akzeptierten Gegenbau und zur perfekten Folie für die Konstruktion von Geschichte. Der „Respektabstand“ Oesterlens als eine erfolgreiche Variante des „gebundenen Kontrasts“ spielt hier eine wichtige Rolle, es entsteht ein Miteinander zu beiderseitigem Nutzen. Wolfgang Pehnt hat ein derartiges Verfahren einmal so beschrieben: „Rücksichtnahme schwächt die Architektur nicht, im Gegenteil, sie lädt sich mit der Kraft der historischen Relikte auf.“³⁴

33 Siehe die Argumentation in der Habilitationsschrift von G. Vinken: *G. Vinken, Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, Berlin / München 2010.

34 *W. Pehnt, Deutsche Architektur seit 1900*, München 2005, S. 360.

GROSSFLÄCHIGER EINZELHANDEL IN EINER HISTORISCHEN ALTSTADT

DAS KARSTADT-WARENHAUS IN CELLE¹

1. EINFÜHRUNG

Die Frage nach dem Umgang mit großflächigem Einzelhandel in den Innenstädten ist angesichts der ungebrochenen Shopping-Center-Invasion in den bundesdeutschen Mittelstädten eine sehr aktuelle. Gleichwohl beschäftigt das Thema der räumlichen Integration großflächiger Bauten für den Einzelhandel in kleinteilige Stadtstrukturen Stadtplaner, Architekten und Kommunalverwaltungen und -politiker schon vor einem knappen halben Jahrhundert. Von einem Beispiel des Integrationsbemühens, dem Karstadt-Warenhaus in Celle (Wettbewerb 1961; Ausführung 1964-65), soll in diesem Aufsatz die Rede sein.



Abb. 1: Luftbild der Innenstadt von Celle (hell umrandet: das Karstadt Warenhaus); Quelle: *Stadt Celle*.

2. ALLGEMEINE ASPEKTE

DER WARENHAUSARCHITEKTUR IM 20. JAHRHUNDERT

Im Gegensatz zu den Warenhauspalästen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die Émile Zola als das „Paradies der Damen“ beschrieb, wurde die Architektur der Warenhäuser im 20. Jahrhundert von einer zunehmenden ästhetischen Versachlichung bestimmt. Das Warenhaus entwickelte sich vom komplexen Raum des Sinnesrausches zum optimal genutzten Department Store. Innere Organisation und Gestaltung wurden ökonomisiert. Die Grundrisse waren von einer ökonomischen Wegführung geprägt. Wegen der Über-einanderstapelung der Verkaufsflächen erlangten Treppen, Fahrstühle und die neuartigen Rolltreppen besondere Bedeutung. Mit Hilfe einer Formenberuhigung rückten die

¹ Dieser Aufsatz basiert in großem Umfang auf dem vom Autor herausgegebenen Buch *H. Pump-Uhlmann, Vom Kaufhaus zur Stadtgalerie – Bauten für den Handel* von Walter Brune, Berlin 2011, S. 9-21 und S. 43-51.

Waren in den Vordergrund. Gleichzeitig setzte eine Nivellierung der Käufer und der Waren ein, die einen Identifikationsprozess voraussetzte: „Die Identität des Käufers mit der Ware und mit der die Ware verteilenden Institution.“²

Auf das äußere Erscheinungsbild wurde zwar weiterhin erheblicher Wert gelegt, dennoch trat hier eine ganz entscheidende Veränderung auf, die die Identitätsbildung des Bautypus „Warenhaus“ im Weiteren wesentlich prägen sollte. Die Fassade, die aufgrund der bautechnischen Entwicklung im Stahlbetonbau nicht länger ein tragendes Bauelement sein musste, wurde zunehmend zu einem Werbeträger. Natürlich kamen ihr immer noch traditionelle funktionale Aufgaben wie die Belichtung der Innenräume und die Aussicht von innen nach außen zu. Jedoch wurde auf den repräsentativen Aspekt des äußeren Gewandes in Anlehnung an die klassische Architektursprache immer weniger Wert gelegt. Von derartigen Zwängen befreit, konnte die Fassade nun zu einem eigenen Markenzeichen werden, das vielerorts als Variation ein und desselben Themas in Erscheinung trat.

Im Spannungsfeld zwischen Wiederaufbau und städtebaulichem Neubeginn im Sinne einer funktional gegliederten und aufgelockerten sowie autogerechten Stadt bildeten die Warenhäuser wichtige Fixpunkte der Citybildung. An zentralen Stellen sollten sie als Anziehungspunkte wirken, um vorhandene Einkaufsgegenden zu stärken oder zu verlagern. Die Warenhausketten versuchten, sich im Anschluss an die Währungsreform mit großen Investitionen die besten Standorte zu sichern. Sie arbeiteten zunehmend mit festen Architekturbüros zusammen, um so in den verschiedenen Städten ein einheitliches Aussehen der Gebäude zu gewährleisten. Die ersten gebauten Beispiele entstanden zunächst in Form wiederaufgebaute Gebäuderuinen, die durch Fassadenverkleidungen neuen Glanz erhielten, doch schon bald auch in Form eigenständiger Neubauten. Ein frühes Beispiel ist das nach einem Entwurf von Peter Grund 1950 an der Zeil in Frankfurt a.M. errichtete Kaufhof-Warenhaus. Für viele Architekten eröffnete sich in dieser Zeit mit dem Bau von Warenhäusern ein völlig neues berufliches Betätigungsfeld.

Die individuelle Mobilität prägte in dieser Zeit zunehmend das Alltagsleben und das Gesicht der Städte. Mit dem PKW gelangte man nun direkt in das Schlaraffenland der 1950er und 1960er Jahre – in die Warenhäuser. Hinsichtlich der Warenhausarchitektur resultierten aus der zunehmenden Mobilität zwei die weitere Entwicklung prägende Phänomene. Zum einen war dies die planerische Einbeziehung von Parkhäusern. Die Schaffung von Parkmöglichkeiten für die Kunden wurde zu einem elementaren Aufgabenbereich innerhalb des Baus von Warenhäusern. Viele der Parkhäuser entstanden so als architektonische Einheit mit den Warenhäusern: als Parkdeck auf dem Dach, in Form eines ei-

2 H.G. Pfeifer, Entstehung und Entwicklung der Kauf- und Warenhäuser von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, in: W. Hocquel/F. Kellermann/H.-G. Pfeifer, Architektur für den Handel. Kaufhäuser, Einkaufszentren, Galerien, Geschichte und gegenwärtige Tendenzen, Basel 1996, S. 52.

genständigen Parkhauses oder als Tiefgarage. Das andere, aus der zunehmenden Mobilität resultierende Phänomen betraf das äußere Erscheinungsbild. Die mit der Automobilmisierung einhergehende höhere Geschwindigkeit, mit der man sich durch den öffentlichen Straßenraum bewegte, veränderte auch die räumliche Wahrnehmung der Menschen. Da die Fassadengestaltung schon im Vorbeifahren als charakteristisch erkannt werden sollte, bedurfte es einer simplifizierten Gestaltung, die sich vom architektonischen Umfeld als Blickfang abhob und zugleich über Merkmale verfügte, die auch andernorts eine Wiedererkennung zuließen.

Diese Trends der Versachlichung und Vereinfachung intensivierten sich in der Wiederaufbauzeit vehement. Die neue Warenhausarchitektur verzichtete so gänzlich auf ein Imponiergehabe und auf repräsentative Aspekte. Stattdessen setzten die Betreiber und Planer ganz auf demonstrative Schlichtheit und Funktionalität. So war zunächst eine Rasterfassade unter Verwendung von Glas und Opakglas als Füllungsmaterialien innerhalb eines Aluminiumprofilrahmens sehr häufig anzutreffen (Kaufhof; Frankfurt a.M., 1955; H. Wunderlich und R. Klüser). Sie bot jedoch gegenüber der innerstädtischen Büro- und Wohnhausarchitektur zu wenige Unterscheidungsmerkmale für den vorbeirauschenden Verkehrsteilnehmer.³ Außerdem bedurfte sie eines durchdachten klimatechnischen Konzepts, um eine starke Aufheizung der Innenräume zu vermeiden.

Der das ganze Jahrzehnt andauernde Trend der „Fassade als Markenzeichen“ erhielt Ende der 1950er Jahre folgerichtig eine radikal-konsequente Ausprägung. Oberhalb des Erdgeschosses wurden die einfachen Baukörper in ein einheitliches Gewand gekleidet, das primär als Werbeträger und Erkennungszeichen der jeweiligen Kaufhauskette diente. Zu den Pionieren dieser Entwicklung gehörte neben Harald Loebermann und Helmut Rhode (Merkur; Duisburg, 1957-58) vor allem Egon Eiermann (Horten; Heidelberg, 1960-61 mit R. Hilgers). Dessen Gitterwerkfassade für die Horten-Warenhäuser wurde dann zum unübersehbaren „Zeichen, das die Identität mit der Marke herstellte.“⁴ Einerseits verhalf den Warenhäusern diese Art der Fassadengestaltung zu weiter Verbreitung und



Abb. 2: Warenhaus Merkur; Duisburg, 1957-58; Arch: Loebermann und Rhode; aus: Zwei deutsche Architekturen 1949-1989, Ausstellungskatalog, Ostfildern-Ruit 2004.

3 Vgl. hierzu ebenda, S. 76.

4 C. Holl, Von innen heraus. Das Kaufhaus als Baustein städtischer Typologie, in: Deutsches Architektenblatt 3/2005, S. 12.

Popularität, andererseits jedoch beschwor sie eine heftige Kritik an diesen offensichtlich selbstgenügsamen Bauformen herauf.

So abstrakt und vereinfacht die Gestaltung der oberen Geschosse zum Teil war, so sehr wurde weiterhin auf die Gestaltung der ebenerdigen Kontaktzone zur Straße bzw. zum Bereich zwischen Fußgängerweg und Verkaufsraum Wert gelegt. So unterschied sich die Gestaltung der Erdgeschossfassade von der restlichen Fassade deutlich. Die Anordnung der wesentlichsten architektonischen Elemente, nämlich der Schaufenster, Vordächer und Eingänge, veränderte sich dahingehend, dass sich die Unterschiede zwischen Innen und Außen zu ebener Erde immer weiter auflösten, um die Kunden in den Verkaufsraum des Warenhauses zu locken und etwaige Barrieren oder Schwellen abzubauen, während gleichzeitig die Trennung der Obergeschosse vom umgebenden Stadtraum auf geradezu absolut verschlossene Weise vollzogen wurde. Die Glasflächen der Eingangszone und der Schaufenster wurden in einer ersten Entwicklungsstufe von den Konstruktionselementen getrennt. Sie traten nun vor die innenliegenden Stützen. Hierdurch wurde die Trennung zwischen Innen und Außen nicht mehr durch die konstruktiven Elemente der Architektur hergestellt, sondern lediglich durch die vollgeschossig und in ganzer Gebäudebreite verglasten Schaufenster. Die Schaufensterbummelnden wurden mit Hilfe von außen angebrachten Vordächern vor dem Regen geschützt. In der weiteren typologischen Entwicklung traten die tragenden konstruktiven Elemente dann schließlich noch weiter zurück, sodass die auskragenden Obergeschosse zugleich auch die Überdachung der Schaufensterzone bildeten. Dies verstärkte zugleich den Vitrinencharakter der Schaufenster. Die Passanten wurden auf diese Weise noch weiter in Richtung des Verkaufsraums hineingezogen.⁵

Im Inneren der Gebäude zielte die Warenpräsentation auf eine klare, technisch perfekte Ästhetik. So bildete sich ein Repertoire einfacher Formen und großflächiger Raumbegrenzungen heraus. Außer der Forderung nach großen zusammenhängenden Verkaufsflächen gab es für die Architekten kaum weitere Bindungen zu beachten. Das schon zur Weimarer Zeit bestehende Raumprogramm wurde um Restaurants bzw. Schnellrestaurants erweitert. Den Verkehrselementen – Fahrstuhl, Treppe, Rolltreppe – war in den 1950er Jahren noch relativ wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Sie verteilten sich relativ gleichmäßig, dafür aber unkoordiniert über den gesamten Grundriss. Mit dem Zusammenschluss der Elemente Treppe und Rolltreppe in zentraler und den Kundenaufzügen in dezentraler Lage setzte sich Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre der künftige Erschließungskanon durch. Mit Hilfe einer leichteren und transparenteren Konstruktion von Kunden- und Rolltreppen und ihrer zentralen Anordnung im Verkaufsraum gelang es, die Orientierung zu erleichtern und etwaige Sichtbehinderungen dabei zu minimieren.

5 Zur typologischen Entwicklung der Schaufensterzonen vgl. *T. Irrgang*, Deutsche Warenhausbauten. Entwicklung und heutiger Stand ihrer Betriebs-, Bau- und Erscheinungsformen, Berlin (Diss.) 1980, S. 158.

3. STÄDTEBAULICHE UND ARCHITEKTONISCHE PROBLEMATIK DES BAUTYPUS „WARENHAUS“ IN DER NACHKRIEGSZEIT

Den Warenhäusern in der Nachkriegszeit wird aufgrund ihres nüchternen Erscheinungsbildes aus heutiger Sichtweise vorgeworfen, das Käuferlebnis durch eine mehr oder minder simple Bedürfnisbefriedigung ersetzt zu haben. Entsprechend gesichtslose Schachteln seien durch Optimierung der Verkaufsflächen entstanden.

In der Tat setzte in der Nachkriegszeit im aufkommenden Wirtschaftsboom vor allem eine quantitative Ausweitung der Warenpräsentation ein, während sich die tradierte Größenordnung der Verkaufsflächen des Bautypus Warenhaus zunächst noch an derjenigen der Vorkriegszeit orientierte. Diese Entwicklung blieb gestalterisch nicht ohne Folgen. Wegen der Zunahme der ausgestellten Waren bedurfte es nun auch des Platzes vor den bislang verglasten Außenwänden. Die Kaufhauskonzerne machten es ihren Architekten zur Auflage, nun auch diesen Raum für die Warenpräsentation in den Regalen vorzusehen. Wenn überhaupt waren Fenster erst ab einer Brüstungshöhe von ca. 2,20 Meter möglich. Die Architektur wurde zunehmend introvertierter. Eine daraus resultierende Vereinfachung der Gestalt und Abschirmung der Innenwelt der Kaufhäuser vom Außenraum führte vielerorts zu einer empfindlichen Störung des Stadtbilds. Die planerische Schwerpunktsetzung auf die Wahrnehmung der Kaufhaus-Marke, die Erreichbarkeit mit dem Auto und die räumliche Ökonomisierung führten zu solitären Großbauten, gegen die sich ab den 1970er Jahren zunehmend die Kritik richtete. Die Wahrnehmung dieser Warenhäuser im öffentlichen Straßenraum beschwor Unmut herauf. Pauschal lautete der Vorwurf, die Nachkriegswarenhäuser seien „durchrationalisierte Waren- und Verkaufschachteln, abgeschlossen nach außen, Illusionsfabriken im Inneren.“⁶

Während in der Nachkriegszeit Kaufhäuser in den zerstörten Zentren großer Städte räumlich leichter zu integrieren waren, war die Aufgabe in den unzerstörten und kleinteilig bebauten Altstadtbereichen ungleich schwieriger zu verwirklichen. So verwundert es denn auch nicht, dass viele Warenhäuser zunächst in den sich rapide entwickelnden Stadterweiterungsgebieten aufgrund des dort vorhandenen Flächenangebots entstanden. Schwieriger wurde es, wenn ein Warenhaus in kleinteilige Umgebungsbebauung zu integrieren war. Denn bei der Integration von Warenhäusern in kleinteilige historische Stadtkerne wurde die städtebauliche und architektonische Problematik, in die sich dieser Bautyp mittlerweile hineinbewegte, besonders signifikant. Ganz offensichtlich lag eine wesentliche Ursache für die Schwierigkeit der Integration neuer Bausubstanz in den historischen Stadtkontext darin, dass das Vokabular und das Repertoire der funktionalistischen Architektur nicht für die Lösung dieser Bauaufgabe geeignet war.

So versuchten Architekten das Kunststück, jahrhundertlang gewachsene architektonische Vielfalt durch ein einziges Warenhausgebäude zu ersetzen, das einerseits zeit-

6 G. Ullmann, Kaufhäuser, Orte des Kaufens, in: Deutsche Bauzeitung 1/1973, S. 46.



Abb 3: Warenhaus Horten; Hannover, 1974-75; Architekten: Rhode, Kellermann, Wawrowsky (RKW); aus: *W. Hocquel u.a.* (s. A 2).



Abb. 4: Warenhaus Karstadt; Nürnberg, 1976-78; Architekten: Kappler-Nützel; aus: *W. Hocquel u.a.* (s. A 2).

gemäß erscheinen wollte und sich so mal etwas mehr, mal etwas weniger deutlich von einer historischen Architektursprache absetzte, andererseits aber dennoch um optische Integration in das vorhandene historische Stadtbild bemüht war.

Angesichts der als Protest gegen eine verfehlte Städtebaupolitik ausgelösten Gegenbewegung, die 1975 im Europäischen Denkmalschutzjahr mündete, verwundert es nicht, dass gerade in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre einige gebaute Beispiele entstanden, die die Maßstäblichkeit und Architektursprache ihrer historischen Nachbarschaftsbebauung aufzunehmen versuchten. Hier ist vor allem an Heinz Mohls preisgekröntes Kaufhaus Schneider in Freiburg (1970-75) zu denken oder an die Fassade des Braunschweiger Neckermann-Gebäudes (Gottfried Böhm, 1976-78) sowie an das Karstadt-Warenhaus in Nürnberg der Architektensozietät Eduard Kappler und Peter Nützler (1976-78). Mehr als ein Jahrzehnt früher wurden ähnliche Überlegungen in der beschaulichen niedersächsischen Fachwerkstadt Celle angestellt.

4. DAS CELLER WARENHAUS VON WALTER BRUNE

Der Architekt Walter Brune (geb. 1926) wurde in den 1950er Jahren bekannt durch den Bau von Zechenanlagen und Kraftwerken im Ruhrgebiet (z.B. für das Bergwerk Prosper Haniel). Er baute zahlreiche Wohnhäuser an Rhein und Ruhr für den dortigen Geldadel. Insbesondere die Bungalows der 1950er Jahre zeigen eine starke Affinität zu den Bauten des amerikanischen Architekturhelden Frank Lloyd Wright und dem ehemaligen Bauhaus-Lehrer Marcel Breuer, mit dem er später auch eine projektbezogene Partnerschaft eingehen sollte.

Ende der 1950er Jahre wurde das Warenhaus-Unternehmen Karstadt auf ihn aufmerksam. Für diesen Konzern errichtete er 15 Jahre lang Warenhäuser, auch deren Hauptzentrale in Essen (1965-69). Bis auf das Celler Beispiel entsprangen alle Warenhäuser, die Walter Brune für diesen Konzern baute, freien Aufträgen.

4. 1. Die Bauaufgabe

Als man 1961 für ein neues Warenhaus in Celle einen Architekturwettbewerb auslobte, nahm Walter Brune entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit an diesem Wettbewerb teil, da ihn die Aufgabenstellung reizte: die Einfügung eines Kaufhauses in ein historisches Stadtbild. Denn für die Frage der maßstäblichen Implementierung von Kauf- bzw. Warenhäusern in bauhistorisch wertvolle Altstadtgebiete hatte es bislang noch keine zufriedenstellende Antwort gegeben. Die gebauten Beispiele zeigten eher die Probleme auf, die mit der Integration großflächigen Einzelhandels in einen fast vollständig erhaltenen historischen Stadtkern verbunden sind, dessen baukörperliche Struktur auf tradierten Wohn- und Lebensformen basiert. Die Aufteilung der Grundstücke und ihre Größe, die Breite und Länge der Straßen ebenso wie die Form und Gliederung der Bauten sind deren gestalterischer Ausdruck. In solcherart gewachsenen Städten diente der Raum zwischen den Gebäuden ursprünglich für Handel und Markt, Kommunikation und andere öffentliche Aufgaben. Die Stadt entwickelte sich als differenziertes Gebilde und ist Abbild dieser gemeinschaftlichen Kultur der Bürgerschaft. Der Krieg ließ viele dieser städtischen Gebilde im Schutt der Trümmer für immer verschwinden.

Celle hingegen blieb von Kriegseinwirkungen weitestgehend verschont. Hier galt es bei der Planung eines innerstädtisch gelegenen Kaufhauses, den Kontext der aus dem Mittelalter entstammenden Bau-, Wege- und Straßenstrukturen zu beachten und ebenso, den Maßstab der Fachwerkbauten und ihre bemerkenswert schönen Fassaden gestalterisch zu berücksichtigen. Die schwierige Aufgabe bestand also darin, in eine gewachsene Altstadt ein zeitgemäßes Kaufhaus einzufügen, ohne dass dieses die Ästhetik und die vorhandene Baustruktur und Architektursprache der Altstadt zerstört.

Der Architekturwettbewerb für den Ersatzbau eines dort abgerissenen innerstädtischen Kaufhauses wurde von der Stadt Celle gemeinsam mit dem Karstadtkonzern ausgelobt. Die Aufgabe verlangte große Sensibilität. Nach Auffassung der Stadt sollte kein Gebäude entstehen, das in irgendeiner Weise historisierend die Fachwerkarchitektur imitieren sollte. Erwünscht war ein zeitgemäßes Gebäude, welches dem Stadtbild keinen Schaden zufügen sollte.

4.2. Gestalterische Überlegungen, die zum Wettbewerbserfolg führten

Das zu beplanende Grundstück am Ende eines Baublocks war quadratisch geschnitten und an drei Seiten von Straßen mit Fachwerkhausbebauung umgeben. So wählte der Architekt für seinen Entwurf ein Quadratraster. Abgeleitet von den Hausbreiten der Bürgerhäuser der Celler Altstadt mit ihren durchschnittlichen neun bis zehn Metern Breite, ent-

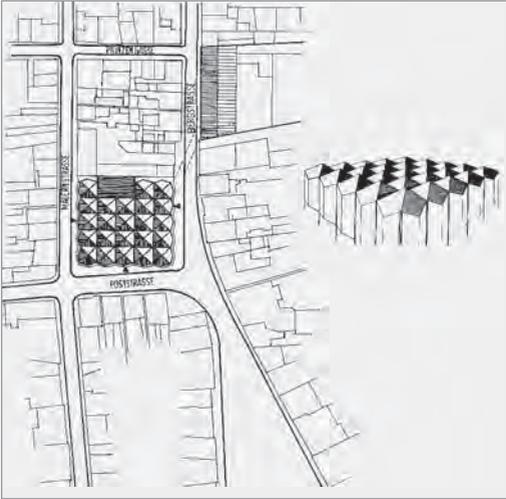


Abb. 5.1: Karstadt Warenhaus Celle, Lageplan und isometrische Skizze.

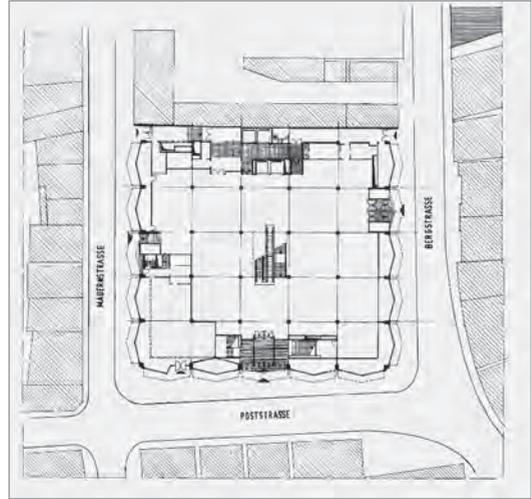


Abb. 5.2: Karstadt Warenhaus Celle, Erdgeschoss.

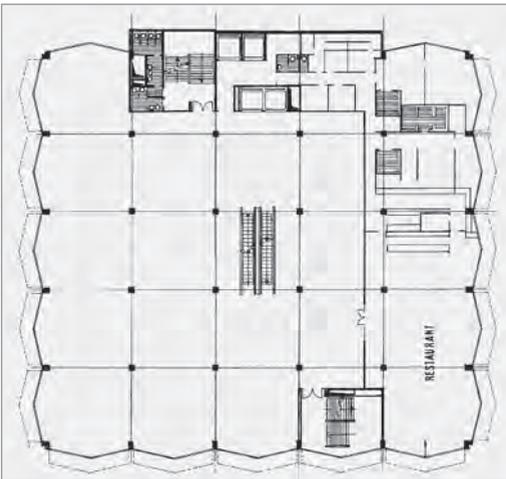


Abb. 5.3: Karstadt Warenhaus Celle, Obergeschoss.

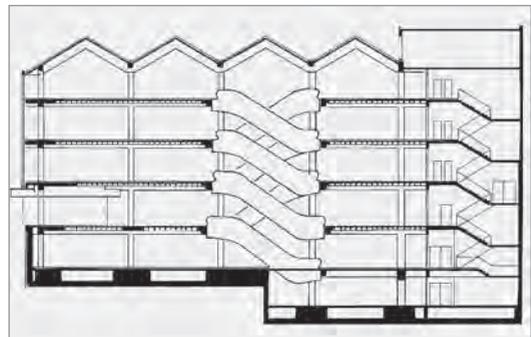


Abb. 5.4: Karstadt Warenhaus Celle, Schnitt.

Abb. 5.1 - 6:
Büro Walter Brune, Düsseldorf.

schied sich Walter Brune für einen ebensolchen Stützenabstand in seinem Entwurf. Die Stützen sollten den Rhythmus der vorhandenen Gebäude aufnehmen.

Die in dem Gebäude unterzubringende Gesamtnutzfläche in Höhe von 10.200 m² (davon 7.000 m² Verkaufsfläche) verteilte er auf fünf Stockwerke: vier oberirdische Geschosse und ein unterirdisches. Ausgehend von dem am historischen Stadtgrundriss angelehnten Stützenraster sollte auch die Fassade rhythmisch gegliedert werden (vgl. Abb. 5.1-5.4).

Da das Auge jedoch gleich breite Aneinanderreihungen ebener Flächen leicht zu einer großen Fläche zusammenzieht, wurden die einzelnen Fassadenfelder mittig zwischen den Stützen zur Straße hin vorgezogen. Diese Rhythmisierung erweckte weniger den Eindruck eines in sich geschlossenen monumentalen Gebäudekomplexes als vielmehr den von fünf nebeneinander liegenden Gebäudeteilen. Dadurch entstand ein völlig untypisches Erscheinungsbild für die zeitgenössische Warenhausarchitektur, die sich zumeist auf große, streng gegliederte Kästen beschränkte (vgl. Abb. 7).

Die Oberfläche der stark plastisch strukturierten Gebäudeform sollte voll verglast die Aufgabe übernehmen, die umliegenden Fachwerkhäuser in ihrer Fassade wiederzuspiegeln, um somit ein Wechselspiel zwischen alter Fachwerkarchitektur und moderner Bauweise entstehen zu lassen. Diese Auffassung widersprach der funktionalistischen Tendenz, die Außenfassade von innen als Stellfläche für die Waren zu nutzen.

Für die vor- und zurückspringende Baukörperform schien weder ein Flachdach noch ein traditionelles, mit Giebelflächen versehenes Satteldach geeignet. Das eine hätte wegen seiner mangelhaften Korrespondenz zur nachbarschaftlichen Bebauung zu banal ausgesehen, das andere hätte den Baukörper unnötig höher werden lassen und war weder konstruktiv noch funktional zu vertreten. So entstanden über den Feldern zahlreiche zeltartige Dachkörper, die der „fünften Fassade“ des Gebäudes, dem Dach, eine aufgelockerte Struktur verliehen. Auch im obersten Geschoss sollten diese unverkleidet im Innenraum sichtbar sein. Gleichzeitig ließ sich der Traufpunkt durch die gewählte Dachform minimieren.

Die Jury unter Vorsitz des Hannoveraner Stadtbaurats Rudolf Hillebrecht sah in Brunes Entwurf die überzeugendste Lösung für die schwierige Aufgabenstellung der Integration des großen Warenhauses in die historische Celler Altstadt.

4.3. Der gebaute Entwurf: Gestalterisches Ideal und seine Verwässerung

Leider wurde das Gebäude nicht wie im Wettbewerb vorgesehen ausgeführt. Die in ihrem Rhythmus zu allen Straßenseiten gleich ausgebildeten Celler Warenhausfassaden wurden im Vergleich zur damaligen Architektursprache kleinteilig ausgeführt. Fünf durch

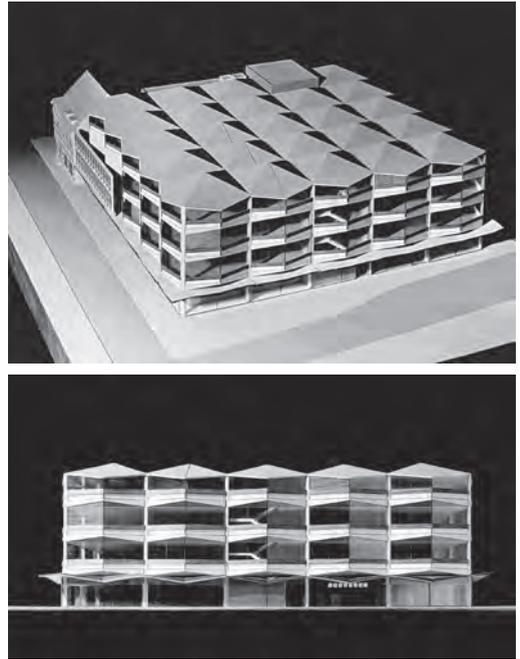


Abb. 6: Karstadt Warenhaus Celle, Modell des Wettbewerbentwurfs.



Abb. 7.1: Das Karstadt Warenhaus im Kontext der charakteristischen Celler Fachwerkhäuser; Quelle: *Erica von Hofmann*, Wiesbaden.

eine flache Faltung rhythmisch gegliederte vertikale Wandfelder wurden durch Aluminiumsprossen gerastert. Die Ausfachung der Wandfelder erfolgte im ausgeführten Entwurf mit Hilfe von weißen Emailplatten. Experimente mit verschiedenfarbigen Motiven auf den Emailplatten wurden verworfen. Der Respekt vor den bunten Fachwerkhäusern legte eher eine farbliche Zurückhaltung bei diesem großen Bauwerk nahe.

Einige Wandfelder bestehen aus Fenstern, die je Geschoss zu einem durchlaufenden Fensterband gereiht werden. Dort, wo zum Beispiel im Restaurant mehr Tageslicht erwünscht ist, werden die Fenster doppelreihig angeordnet. Die Fachwerkanalogie zu den historischen Gefachen aus dunkel gebeiztem Holz und weiß verputztem Mauerwerk ist signifikant. Ein umlaufendes Vordach in Form der rhythmisch gegliederten Fassade lädt den Flaneur zum Schauen bei schlechtem Wetter ein (vgl. Abb. 8.1 und 8.2).

Der ausgeführte Bau stellte für den Architekten lediglich einen schwer zu akzeptierenden Kompromiss dar. Seine ursprüngliche Idee, mit der er den Wettbewerb gewann, sah bei gleicher Grundform eine transparente Fassade mit großformatigen Glasscheiben vor, um nicht in Konkurrenz zu den Fassaden der umgebenden Fachwerkbauten zu treten. Dadurch hätte sich das Gebäudevolumen leichter als in der ausgeführten Weise optisch minimieren lassen. Mit Hilfe einzelner, zwischen die Sprossen gespannter Lamellen sollte die Sonneneinstrahlung reguliert werden. In den drei Jahren zwischen dem Wettbewerb 1961 und dem Beginn der Bauarbeiten 1964 wurde die Ursprungsidee, die Monumentalität des großen Volumens zu brechen, jedoch immer weiter verwässert. Der damalige Celler Stadtbaurat wollte partout einen Bau, der einem „modernen Fachwerk“ entsprach. Seine Auffassung stand also im Gegensatz zur ausgelobten Wettbewerbsidee, ein Fachwerkimitat zu vermeiden. Der Warenhauskonzern dagegen wollte den größten Teil des Hauses ge-



Abb. 7.2: Ansicht des Karstadt Warenhauses vom „Großen Plan“;
Quelle: Erica von Hofmann, Wiesbaden.

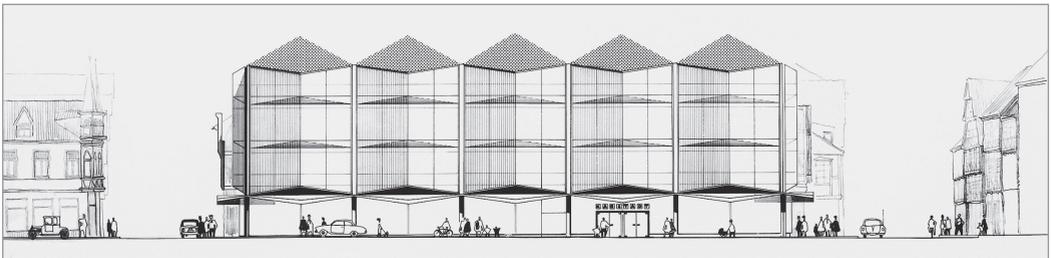


Abb. 8.1: Ansicht Wettbewerb Karstadt Warenhaus Celle; Büro Walter Brune, Düsseldorf.

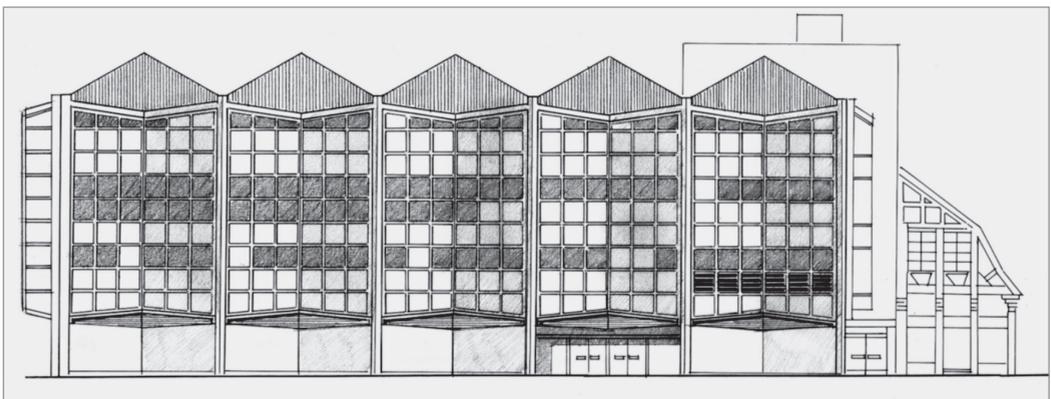


Abb. 8.2: Ansicht Ausführung Karstadt Warenhaus Celle; Büro Walter Brune, Düsseldorf.

schlossen haben. In immer neuen Varianten entstand so letztlich die ausgeführte Fassade mit weißen Emailplatten und wenigen Glasflächen zwischen den Aluminiumsprossen. Auf diese Weise wurde die so hoch gelobte Wettbewerbsidee des bewussten materiellen Kontrastes und größtmöglicher Transparenz bei gleichzeitiger differenzierter, kleinteiliger Struktur verfälscht (vgl. Abb. 9.1 und 9.2).

5. FAZIT

Walter Brunes Wettbewerbsbeitrag für ein Karstadt-Warenhaus in Celle von 1961 ist ein bemerkenswertes Beispiel für die Aufgabe der Integration großflächigen Einzelhandels in eine historisch gewachsene Altstadt. Der Entwurf hält die schwierige Balance zwischen einem modernen, der Bauaufgabe angemessenen Ausdruck und der gewünschten städtebaulichen Integration in einen historischen Stadtgrundriss. Dass es dem Architekten nicht gestattet wurde, das Gebäude in gleicher Weise auszuführen, wie er es in seinem Wettbewerbsbeitrag vorgesehen hatte, sagt viel über die bundesdeutsche Nachkriegsarchitektur aus. Heute wird das im Innern stark veränderte Gebäude immer noch als Warenhaus genutzt. Es steht nicht unter Denkmalschutz.

DIE KUNST DER FUGE KARLJOSEF SCHATTNER UND EICHSTÄTT

Es klingt nach einem Märchen. Es war einmal ein Baumeister, der lebte in einer kleinen alten Stadt, fernab von allem sonstigen Treiben in dieser Welt. Vierunddreißig Jahre lang ließ man ihn seinem Beruf und seiner Berufung nachgehen. In dieser Zeit regierten in der kleinen alten Stadt drei Bischöfe, nacheinander versteht sich, jeder mit langer Amtsdauer. Alle drei aber ließen den Baumeister bauen, wann und wo immer es in dieser kleinen alten Stadt etwas zu bauen gab. Sie ließen ihn auch bauen, was und wie immer er zu bauen für richtig befand. Manchmal stellte er das gute Alte wieder her, doch oft erfand er auch gutes Neues. Damit alles sorgfältig nach den Regeln des Bauens und des Handwerks geschah, durfte er sich geschickte Handwerker suchen und mit ihnen eine Dombauhütte bilden, wie in alten Zeiten. So wurde die kleine alte Stadt noch schöner, als sie zuvor gewesen war. Aus aller Welt kamen die Leute und vor allem andere Baumeister, um dieses Wunder zu bestaunen.

Gunst und Missgunst der Geschichte

War es so? Natürlich nicht, aber doch ein bisschen. Die Stadt heißt Eichstätt, Bischofssitz seit dem Heiligen Willibald im 8. Jahrhundert. Sie liegt an der Altmühl, dort wo Schwaben, Franken und Bayern zusammen kommen,¹ und zählt einige Einwohner weniger als 14.000. Diözesanbaumeister der Bischöfe war Karljosef Schattner (geb. 1924 in Gommern, gest. 2012 in Eichstätt); er amtierte von 1957 bis 1991. Die Uhren gehen hier langsamer als anderswo. Kein Intercity-Zug, geschweige denn ein ICE, hält im Bahnhof Eichstätt-Stadt oder Eichstätt-Bahnhof. Die Autobahn zwischen Nürnberg und München zieht weit im Osten vorbei. Der schiffbar gemachte Teil der Altmühl beginnt erst, wo der Main-Donau-Kanal abzweigt, vierzig Kilometer flussabwärts.

Die abgelegene Lage hat geholfen, das Stadtbild dieser fürstbischöflichen Residenzstadt am felsumschlossenen Flussbogen durch die letzten Jahrhunderte hindurch zu bewahren. Allerdings hat der Dreißigjährige Krieg die Stadt schwer verwüstet. Die vielen barocken Wohnhäuser und Domherrenhöfe stehen oft auf mittelalterlichen Kellergewöl-

1 Vgl. F. Mader, Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Mittelfranken. Stadt Eichstätt, München 1924; Th. Neuhofer, Eichstätt. Große Kunstführer, München/Zürich 1984⁵.



Abb. 1: Eichstätt; Kupferstich von Matthäus Merian 1927; aus: Topographia Franconiae, Eichstätt 1648.

ben, weil das aufgehende Mauerwerk der gotischen oder Renaissance-Häuser die schwedischen Attacken von 1633 und 1634 nicht überstanden hatte. Doch die großen Kriege des 20. Jahrhunderts haben Eichstätt verschont. Dass die Stadt den Anschluss ans Industriezeitalter verpasste, schlug ihr zum Segen aus. Die schlimmsten Umbaupläne der verkehrsgerechten Planerideologie blieben ihr erspart. Andererseits war natürlich durch die Randlage die Ansiedlung von Betrieben erschwert, die Gewerbesteuer bringen. Reiche historische Bestände, doch karge aktuelle Ressourcen, das waren günstige Voraussetzungen für das Überleben dieses Stadtorganismus und seiner traditionsgeprägten Erlebnisdichte. Es waren jedoch schwierige Bedingungen für die Pflege des Erbes, seinen Umbau und Weiterbau. Denn dafür muss man Geld haben.

Wenn es die Kirche und die Universität nicht gegeben hätte

Als Schattner sich 1957 um die Leitung des Diözesanbauamtes bewarb, war kaum abzusehen, dass eine große Herausforderung auf den 33 Jahre jungen Architekten zukommen würde. Ein Jahr darauf entschied die Katholische Bischofskonferenz Bayerns, in Eichstätt eine Pädagogische Hochschule einzurichten, die später zu einer Universität mit dem zweiten Standort Ingolstadt aufgewertet wurde. Mit 4.500 Studenten ist sie die einzige katholische in Deutschland und hat Eichstätt zur zweitkleinsten Universitätsstadt Europas gemacht.² Diese Stiftung der sieben bayrischen Diözesen ist den Staatsuniversitäten gleichgestellt. Sie steht jedem Studenten gleich welcher Konfession offen und beherbergt

2 Als die kleinste Universität gilt Camerino in den Marken, Italien.

sozial-, rechts- und geisteswissenschaftliche Fakultäten. Sie galt einmal als Chance, den großen Massenuniversitäten der Epoche eine kleine Elite-Universität zur Seite zu stellen. 1972 übernahm Schattner zusätzlich zum Diözesanbauamt auch formaliter das Universitätsbauamt. In beiden Ämtern hatte er sich ausbedungen, auch als entwerfender Architekt arbeiten zu können – organisatorische Grundlage für den Einfluss, den er dann in Eichstätt ausübte.

Die 1950er und 1960er Jahre waren in ganz Europa die Zeit, in denen Campus-Universitäten weit draußen vor den Städten entstanden, weil in aller Regel alte Stadtzentren die großen neuen Einrichtungen nicht aufnehmen konnten und weil man glaubte, den quantitativen Anforderungen nur mit industrialisierten Baustellen gerecht werden zu können. Die Ruhr-Universität in Bochum, die Freie Universität in Berlin-Dahlem, die naturwissenschaftlichen Institute in Marburg, die Reformuniversität Konstanz sind Beispiele für solche Großanlagen. Auch in Eichstätt erwogen Planer, auf den Höhen nördlich der Altmühl eine Campus-Universität zu errichten. Schließlich entschied man sich doch für Stadtnähe. Die Kommune verkaufte ihre Grundstücke östlich der so genannten Sommerresidenz und machte damit Geld.

So profan das Motiv war, die Entscheidung erwies sich als glücklich. Die Pädagogische Hochschule und nachmalige Universität zog in die Stadt. Ihr bescheidenes Volumen – bescheiden im Vergleich zu den Massenuniversitäten mit ihren Zehntausenden von Studenten – war von vornherein so gehalten, dass es die Kapazität des Ortes nicht sprengte. Die Uni Eichstätt wurde, was man im Planerjargon „fußläufig“ nennt. Zwischen den verschiedenen Instituten oder zu den Studentenwohnungen braucht man kein Auto, es ist eine Universität der kürzesten Wege. Nicht zuletzt boten die Universitätseinrichtungen Funktionen, die mit der alten Bausubstanz vereinbar waren.

Neues im Alten

Bauwerke ohne entsprechende Funktion verkommen, aber unpassende Funktionen können auch Bauwerke sprengen. Dieses Problem der „verträglichen Nutzung“ war in Eichstätt leicht zu lösen. Wo immer ein sanierungsbedürftiges Gebäude, einer der Kavaliershöfe oder eine der fürstbischöflichen Schöpfungen zu restaurieren war, fand sich in Eichstätt ein Fachbereich oder ein Seminar, die dort gut aufgehoben waren. So kam es, dass man sich in Eichstätt der Pflege und Aufwertung einer historischen, wenn auch kleinen Innenstadt zuwendete, lange bevor der publizistische Erfolg des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 im ganzen Lande eine Wende im Umgang mit historischer Substanz einleitete – oder vorsichtiger: einzuleiten begann.

Die ersten Neubauten entwarf Schattner in Partnerschaft mit einem Ingolstädter Architekten, Josef Elfinger. Seitlich der Sommerresidenz bilden die kargen Bauwerke einen kleinen Campus für sich. Zu Gabrielis heiterem Barockbau halten sie respektvollen Abstand, differenzieren sorgfältig das Terrain, spielen die geringen Höhenunterschiede aus



Abb. 2: Lageplan der Stadt Eichstätt; dunkel: Bauten Karljosef Schattners, aus: W. Pehnt, Karljosef Schattner, Stuttgart 1999.

Themen aus, denen ein Architekt angesichts alter Architektur begegnen kann: Sicherung des Bestandes, Wiederherstellung, Umbau, Einbau, Anbau, benachbarter Neubau. Jeder der Eichstätter Bauten erforderte einen jeweils neuen Ansatz. Entscheidungen waren nicht a priori, sondern ad hoc zu fällen. Die Theoretiker der italienischen Stadtrekonstruktion hatten damals typologische Verfahren entwickelt, die von der Vorstellung idealtypischer Form- und Grundrissstrukturen ausgingen. Mit diesem Bild als Ziel restaurierten und rekonstruierten sie. Dagegen waren die Bauwerke, mit denen es der Diözesanbaumeister von Eichstätt zu tun hatte, individuelle Baugestalten, die individuell behandelt sein wollten, gemäß ihrer Nutzung, ihrer Ästhetik, ihrem Erhaltungszustand. Also lauter Sonderfälle:

Sonderfall Sommerresidenz (1971-74): Als die Fürstbischöfe von der unbequemen Willibaldsburg auf den Höhen über der Stadt hinunter ins Tal zogen, errichteten sie außerhalb der Stadtmauern ein Sommerschloss, im Grunde ein bescheidener Bau, der aber dank seiner schmalen Seitenflügel mit ursprünglich offenen Erdgeschossarkaden trotzdem eine splendide Gartenfassade entwickelte. Schattner baute es zum Rektorat um. Er

und lassen Durchblicke auf Talaue und Waldberge offen. Es sind noch rigorose Quader-Gebilde. Sie zeigen aber Qualitäten, die Schattners späteres Werk auszeichnen: Höflichkeit gegenüber dem Gegebenen bei aller Selbstbehauptung. Schattner tat für diese Bauten etwas, was kaum einem seiner Kollegen in den Sinn gekommen wäre. Er ging aufs Land, nahm vorhandene Bruchsteinmauern auf, prägte sich die Lagerung und Fugenbildung des lokalen Jurasteins ein und nutzte sie für die Ausfachung des Stahlbetongerüsts. Schon hier ging es nicht um ortlose Funktionalität, sondern um Referenzen aus der gewachsenen Umgebung.

Zu seiner unverwechselbaren Leistung fand Schattner in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit der historischen Substanz. Seit dem Umbau der Domdechantei 1965-66, die unter anderem das Diözesanbauamt aufnahm, war er immer wieder dem heilsamen Zwang ausgesetzt, sich auf Vorhandenes einzulassen. Die Aufgaben, die er zu lösen hatte, machen einen Katalog aller

schloss die Arkaden und spielte – ein charakteristisches Detail – den Kontrast aus zwischen dem alten und dem modernen Material, zwischen dem roten Sandstein und dem dunkel eloxierten Stahl.

Sonderfall Altes Waisenhaus (1985-88): Das Waisenhaus war im 18. Jahrhundert aus dem Zusammenschluss zweier vorhandener Wohnhäuser entstanden; daher der mächtige Baukörper, der den östlichen Eingang zur Stadt markiert. Ein Abbruch der verfallenen Anlage wurde bereits diskutiert. Es setzte sich jedoch der Plan durch, aus dem Bau ein Institutsgebäude für die Abteilung Psychologie zu gewinnen. Zu den Baumaßnahmen zählte der überraschende Eingriff, der Nordseite eine neue, freistehende Fassade mit offenen Fensterlöchern vorzulegen, hinter der sich die Rettungswege verbergen. Sie wirkt wie die Abstraktion einer Fassade, wie eine Fassade an sich, und bildet eine eigentümliche Zwischenzone, halb außen, halb innen.

Sonderfall Schloss Hirschberg (1987-92): Das ehemalige Jagdschloss der Fürstbischöfe bei Beilngries, auf einem Bergsporn oberhalb der Altmühl gelegen, war zu einem Exerziti- und Bildungshaus der Diözese umzubauen. Das hieß, neben den Umbauten neue Speisesäle, Küche und Lagerräume störungsfrei unterzubringen. Schattner rührte die Zufahrts- und Hauptansichtsseite des Schlosses kaum an, bis auf einige kleine, sensible Korrekturen. Stattdessen brachte er die neuen Räume an der abfallenden Hangseite im Süden unter, wo sie auf Sichtbetonscheiben ruhen. Eine gläserne Halle verbindet diesen Trakt mit dem Altbau – Verbindung und Trennung zugleich.

Den Eichstätter Bauten ging eine Analyse des historischen Repertoires voraus.³ So finden sich im alten Eichstätt perspektivische Engführungen, die den Blick auf hervorgehobene Momente des Stadtbildes lenken, wie auf den Westchor des Domes, der von Gabriel de Gabrieli stammt. Schattner machte sich dieses Motiv zu eigen, als er ein neues Bürogebäude der Universität in die Tiefe aufbrach (1978-80) und den Richtungswechsel mit einem anderen, im historischen Eichstätt oft angewendeten Motiv anzeigte, dem um die Ecke geführten Fenster. Im historischen Bestand sind es häufig Erker, die das Auge um die Hauskanten leiten und natürlich gleichzeitig den Bewohnern der Häuser die Möglichkeit boten, ihre Neugierde mit dem Blick in gleich zwei Straßen oder Gassen bequem zu befriedigen.

An vielen Barockbauten der Stadt, an den Domherrenhöfen, am Rathaus oder an reichen Bürgerhäusern findet sich in den Sockelzonen eine Rustizierung, die nicht naturalistisch die Schichtung von Steinblöcken darstellt, sondern abstrakt waagrechte Streifen benutzt. Auch diese Streifengliederung griff Schattner bei Bauten wie dem Journalistischen Institut auf. Sie scheidet Sockel- und Hauptgeschoss voneinander und begleitet den Verlauf der Straße. Eine eigenartige Raumsituation entstand im historischen Eich-

3 Vgl. K. Schattner, Eichstätt. Gestalt der alten Stadt, in: I. Flagge/W. Kücker (Hrsg.), Idee Programm Projekt. Zum Entwurf eines neuen Eichstätt, Braunschweig/Wiesbaden 1985.



Abb. 3: Karljosef Schattner; Umbau der Sommerresidenz (Gabriele de Gabrieli, 1735-36); Fensterdetail 1971-74; Foto: W. Pehnt.



Abb. 4: Karljosef Schattner; Bürocontainer und Pförtnerloge in der Eingangshalle der Sommerresidenz, Eichstätt 1971-74, aus: W. Pehnt, Karljosef Schattner, Stuttgart 1999.

stätt, als man in der Kapuzinerkirche eine romanische Nachbildung des Heiligen Grabes aus dem 12. Jahrhundert im 17. Jahrhundert mit einem Tonnengewölbe überfing. Derartige Bauwerke im Bauwerk gibt es auch bei Schattner: Bürocontainer und eine achteckige Pförtnerloge in der Sommerresidenz, frei in den Raum gestellt, oder ein gerundeter Treppenturm im Studentenzentrum, dem ehemaligen Hofstall. Man wagt nicht, solche Momente Zitate oder gar Kopien zu nennen; zu frei ist die Übersetzung. Es sind eher Erinnerungen an vergleichbare Raumbildungen, neue Inkarnationen des gleichen Ortsgeistes.

Die Offenheit der Provinz

Eichstätt ist Provinz, sofern das Wort im Zeitalter der Telekommunikation noch einen Sinn hat. Aber provinziell ist diese Provinz nicht, war sie auch nicht in ihrer historischen Blütezeit. Schon der Patronatsheilige und Stadtgründer, der Heilige Willibald, war ein vielgereister Mann.⁴ Er wurde in Wessex geboren, nahm an einem universalhistorischen Prozess teil, der angelsächsischen Missionsbewegung, kannte das westliche Frankenreich, das langobardische Oberitalien, Rom, Syrien, Palästina, Kleinasien mit Konstan-

⁴ Vgl. B. Appel/E. Braun/S. Hofmann (Hrsg.), Hl. Willibald 787-1987. Kündler des Glaubens. Pilger Mönch Bischof, Kath. Bischöfliches Ordinariat Eichstätt, Eichstätt 1987.

tinopel, Sizilien. In der benediktinischen Ordenszentrale Montecassino hielt Willibald sich ein Jahrzehnt lang auf, bevor ihn Bonifatius in den transalpinen Norden berief. Das heutige Erscheinungsbild der Altstadt ist auch nicht das Werk einheimischer Bauleute. Es verdankt sich Zuwanderern aus Graubünden und dem Tessin, den fürstbischöflichen Baumeistern Jakob Engel, Gabriel de Gabrieli und Maurizio Pedetti, die im späten 17. und im 18. Jahrhundert arbeiteten.

Auch Schattners Werk ist, wie es sich bei einem bedeutenden Architekten versteht, nicht ohne Einflüsse von außen zu denken. Der Sohn eines Baustoffhändlers hat an der Technischen Hochschule im damals eher konservativen München studiert. Le Corbusier oder Mies van der Rohe, so erinnert sich Schattner, kamen im Studium nicht vor. Die Zahl der Architekten, die damals in München „modern“ bauten, war klein. Einer von ihnen war Franz Hart, in dessen Büro Schattner unmittelbar nach dem Studium arbeitete. Als Lehrer war Hart ein Mann des akribischen Details, den aber Konstruktion nicht um ihrer selbst willen interessierte, sondern als Bedingung und Aspekt der Form. Klarheit der konstruktiven Fügung blieb für Schattner ein wichtiges Qualitätskriterium. Er liebte es zu zeigen, wie etwas zusammenkommt und wie Kräfte plausibel übertragen werden.

Von Schattners späteren Aufgaben her war Hans Döllgast die entscheidende Figur. Bei seinen Schülern galt Döllgast als kauziger, aber charismatischer Lehrer, mit Zügen, die an Karl Valentin erinnern konnten. Döllgast unterrichtete Raumkunst, Schriftgestaltung, Darstellende Geometrie, Gebundenes Zeichnen, ein Bukett von Fächern, das eine Art Grundlehre ausmachte. Vor allem war es sein Umgang mit historischer Bausubstanz, der es Schattner angetan hatte. Von jeder imitierenden Anpassung hielt Döllgast sich fern, von jeder Tabula-Rasa-Mentalität auch. Seine Wiederherstellungen waren weit mehr als Rettungsmaßnahmen. Sie waren schöpferische Neuinterpretationen. Gewissenhaft unterschied Döllgast zwischen überlieferter Substanz und eigener Ergänzung. Das Schicksal der Bauten, die ihm anvertraut wurden, sollte jederzeit ablesbar bleiben. Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, wurden nicht kaschiert. Zum Musterbeispiel dieser Haltung wurde der Wiederaufbau von Klenzes Alter Pinakothek, an deren Fassade Hinzufügung und Bestand als unterschiedliche Schichten offen gelegt wurden. Die Auseinandersetzung um diese Rekonstruktion durchzog die gesamte Studienzeit Schattners.

Bildungsreisen und Fachexkursionen führten Schattner zunächst dorthin, wo deutsche Architekten und Architekturstudenten sich nach dem Kriege vorzugsweise Anregungen und Bestätigungen holten, in die Schweiz und nach Skandinavien. In Schweden hatte Erik Gunnar Asplund bei der Erweiterung des Rathauses von Göteborg in den mittleren 1930er Jahren einen Weg gefunden, in einer sehr subtilen Balance zwischen Einordnung und Selbstbehauptung einen klassizistischen Altbau mit einer modernen Erweiterung zu verknüpfen. Asplund hat Jahrzehnte an dieser dialektischen Lösung gearbeitet. Das Beispiel machte nach 1945 seinen Weg durch die Architekturpublizistik.

Die gemäßigte Modernität der Eidgenossenschaft und die maßvolle Ziegelarchitektur Dänemarks boten Vorbilder der Gediegenheit und Kontinuität. Dem europäischen



Abb. 5: Arne Jacobsen; Rathaus, Innentreppe, Rødovre 1955, aus: *T. Faber*, Arne Jacobsen, Stuttgart 1964.



Abb. 6: Karljosef Schattner; Haus Mutschler, Innentreppe, aus: *W. Pehnt*, Karljosef Schattner, Stuttgart 1999.



Abb. 7: Karljosef Schattner / Karl-Heinz Schmitz; Schloss Hirschberg, Innentreppe, bei Beilngries 1987-92; Foto: *W. Pehnt*.

Klima – dem meteorologischen wie dem intellektuellen der späteren 1950er Jahre – schienen sie angemessener als die Importe aus den großen nordamerikanischen Architekturbüros, die für große Verwaltungsgebäude, Hochhäuser vor allem, die Muster gesetzt hatten. Bei einem Virtuosen wie Arne Jacobsen, der großen Autorität der dänischen Szene, faszinierte aber auch die filigrane Technik. Schattners eigene Treppenhäuser scheinen in ihrer grazilen Leichtigkeit geradezu mit denen Jacobsens zu wetteifern: Wer schafft es schwereloser, minimalistischer, immaterieller, beschwingter?

In den siebziger, achtziger, neunziger Jahren bot sich ein anderes Exkursionsziel an als Skandinavien, nämlich das Italien Giancarlo de Carlos oder Carlo Scarpas. Studienreisen nach Urbino, Verona oder Venedig standen in deutschen Hochschulen auf der Tagesordnung. Schattner, sonst kein Theoretiker, spricht in einem Aufsatz über Scarpa vom „Sezieren“, von Scarpas Arbeit mit dem Skalpell. Er beobachtet, wie bei Scarpa „Schichten freigelegt werden, notwendige neue Konstruktionen von der alten Substanz optisch getrennt werden. Dieses Analysieren, ähnlich einem anatomischen Präparat, wird über die Dachkonstruktion bis in die Dachdeckung fortgesetzt. Die Flächen werden aufgeschnitten, und in Verbindung mit einem Wechsel der Betonschalung wird dem Dach etwas Leichtes, Bretthaftes gegeben“.⁵

5 K. Schattner, Scarpa als Vorbild und Anregung, in: *Baumeister* 10 (1981), S. 990.



Abb. 8: Carlo Scarpa; Umbau Castelvecchio, Verona 1958-61; Foto: W. Pehnt.

Im Castelvecchio in Verona, wo Schattner die Intervention des Kollegen Scarpa mit diesen Worten beschreibt, wurden bei solchen Vivisektionen am Baukörper die Eingriffe, Wunden und Beschädigungen herauspräpariert, die das Bauwerk im Laufe seiner Geschichte erfahren hat. Womöglich wurden ihm bei diesen Eingriffen auch zusätzliche Narben hinzugefügt. Mit solchen Distanzierungsversuchen, mit Fragmentierungen, Abstandhalten, Schattenfugen, Materialwechsel und Freilegungen der unterschiedlichsten Altersschichten gewinnt das Bauwerk bei Scarpa den Charakter eines hochromantischen Ruinenensembles – ganz im Gegensatz zu der aufklärerischen Absicht, die der sezierenden Analyse anfangs zugrunde lag. Ganz sicher ist bei Scarpa auch eine Portion Manierismus im Spiel – Manierismus im historischen Sinne, im Sinne dieser Epoche zwischen der klassischen Hoch-Zeit

der Renaissance und der Vitalität des Barock. Die Maniera Scarpas zeigt sich in der präzisen Geste, im pointierten Vorweisen von Details, im Gebrauch kostbarer Baustoffe neben vulgären Materialien.

Solche Züge des Manierismus finden sich auch bei Schattner, wenn er etwa in der Präsentation der Kunstwerke in den beiden Museen, die er in Eichstätt eingerichtet hat, Objekte wie auf Fingerspitzen den Blicken darbietet. Oder wenn er metallene gelochte Brüstungstafeln einer Treppe zu Überschneidungen bringt, so dass sich für das Auge des Treppensteigenden aus den Interferenzen ein irritierender Moiré-Effekt ergibt. Es ist eine Verunsicherung, wie sie in der gleichzeitigen Bildenden Kunst die Op Art gern zum Thema gemacht hat. Oder wenn Schattner und sein Mitarbeiter Karl-Heinz Schmitz bei einer frei stehenden Treppe in der neuen Halle von Schloss Hirschberg den unteren Betonlauf in einen stählernen Lauf überführen und zwischen beide eine Werksteinstufe unter den Stahlblech-Auftritt legen, übrigens eine aus der Not geborene Lösung, weil die letzte Betonstufe beim Gießen ausgebrochen war.

Es gibt ein Verfahren, eine charakteristische Form, die bei Schattner immer wieder exekutiert wird: die Kunst der Fuge. Das Neue schließt nicht selbstverständlich an das Alte an. Es zeigt Berührungsängste, nähert sich nur vorsichtig dem Platzhalter. Es folgt nicht einfach Putzfläche auf Hausteinfassade oder Backstein auf Sichtbeton. Scarpa, Schattner und mit ihm andere Baumeister der Distanzierung legen Schnitte zwischen das Eine und das Andere. Die Fuge bilden sie nicht nur als eine Grenze zwischen Formen und Ma-

terialien aus, sondern verleihen ihr eine positiv eigene Gestalt. Sie unterscheiden sie im Gestus nicht nur vom Bestand, sondern auch von der Zutat und geben ihr eine eigene Ausdrucksform.

Vorzugsweise wird die Fuge als schwereloses Gelenkstück aufgefasst. Es zeigt etwa dünne Metallsprossen, ist filigran, transparent und gläsern. Fast immer tritt sie in der Fluchtlinie zurück, lässt links dem Alten und rechts dem Neuen den Vortritt oder umgekehrt. Funktionell dient sie als Eingangsachse, als Treppenhaus, als wettergeschützte Passage, als Brücke, ästhetisch als Transformator zwischen den Bereichen, ikonografisch als Botschaft: Achtung, jetzt beginnt etwas Anderes, eine andere Aufgabe, eine andere Epoche. „Die Nahtstelle muss deutlich gemacht, Übergänge [dürfen] nicht verschliffen werden.“⁶ In Eichstätt kann man einen ganzen Katalog gestalteter „Nahtstellen“ oder Fugen zusammenstellen, wie beim Priesterseminar oder beim Diözesanarchiv. „Trennen-des Verbinden“ wäre der angemessene Ausdruck für solche distanzierten Kontaktaufnahmen.

Die Haltung, die hinter einem solchen Motiv steht, hat in der Moderne wie in der Geschichte der Denkmalpflege Tradition. Schattner könnte sich bei der von ihm gewählten Strategie auf Prominente des Faches wie Georg Dehio oder Konrad Lange berufen, die schon in der großen Diskussion um die vorletzte Jahrhundertwende den Standpunkt vertraten: „Wo aber einmal ergänzt werden muss, da tue man es, ohne durch Stilechtheit täuschen zu wollen [...]. Dort ist das Alte, hier das Neue. Die Alten haben aus dem Geist ihrer Zeit heraus geschaffen, wir schaffen aus dem Geist unserer Zeit heraus.“⁷ Noch die Charta von Venedig aus dem Jahre 1964 präziserte ausdrücklich, dass alle als unerlässlich erkannten Ergänzungen den Stempel unserer Zeit zu tragen hätten, damit das überlieferte Dokument der Kunst und der Geschichte nicht verfälscht werde.

Voraussetzung ist die deutliche Trennung zwischen den zeitlichen Zuständen, die Ablesbarkeit der Veränderungen, die Zeit, Ort und Umstände einem Bauwerk zugefügt haben. Wo die alten und die neuen Teile miteinander verknüpft werden müssen, nehmen die vorhandenen und die hinzugefügten Bauteile einen distanzierten Kontakt zueinander auf, bei dem man nicht weiß, was dem Architekten wichtiger ist: die Berührung oder das Abstandhalten. So schließt etwa eine Treppe im Diözesanmuseum nicht an die alte Bruchsteinwand an, sondern wird von Stahlbetonbalken in schwebender Distanz gehalten. Nahtstellen werden deutlich gemacht, kontrastierende Materialien eingesetzt: Holz gegen Stahl, Stahl gegen Stein, Granitpflaster gegen Juramarmor, Beton gegen Bruchstein, das Glatte gegen das Raue, die gläserne Leichtigkeit gegen die Festigkeit und das Gewicht von Steinmauern.

6 K. Schattner, Dankrede bei der Verleihung der Heinrich-Tessenow-Medaille, in: Stiftung F.V.S. zu Hamburg, Hamburg 1986, S. 26.

7 K. Lange, Die Grundsätze der modernen Denkmalpflege (1906), in: N. Huse (Hrsg.), Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten, München 1984, S. 122.

Stahl ist bei Schattner bevorzugtes Material. „Einbauten von Stahl-Elementen in alte Gebäude schaffen unerwartet moderne Innenräume [...]. Durch die Überlagerung wird eine räumliche Steigerung erreicht.“⁸ Stahl erlaubt Veränderung, Rücknahme und Weiterverwendung. Stahl lässt feinere und elegantere Profile zu und setzt sich entschieden von der alten Substanz ab. Schattners Treppen, vor allem die in Stahl ausgeführten, sind Skulpturen für sich, Meisterwerke der zartesten Annäherung des Unteren und des Oberen, des *Noli me tangere*. Manchmal treten sie auch spitzig und scharf zustechend auf wie konstruktivistische Kunstwerke von El Lissitzky oder Malewitsch.

Die Fuge blieb bis in unsere Gegenwart ein oft angewendetes Ausdrucksmittel, wenn es um die Kombination eines vorhandenen historischen Gebäudes und eines neu hinzugefügten Traktes ging. Die Qualität der Verknüpfung ist natürlich unterschiedlich hoch. Man kann ja auch Bachs Kunst der Fuge schlechter oder besser spielen, nicht jeder ist ein Glenn Gould. Trotzdem, im Umgang mit den Denkmälern scheint sich ein Paradigmenwechsel anzubahnen. Denn konkurrenzlos ist die Strategie der säuberlichen Trennung längst nicht mehr – wobei nicht die blinde Rekonstruktivität gemeint ist, die allenthalben in Deutschland mit Illusionstricks das verlorene Vergangene wieder herbeizaubern möchte, als sei es nie verloren gegangen.

Ein Ende der Wundpflege?

In der zeitgenössischen Architektur und ihrer literarischen Szene melden sich vermehrt Stimmen zu Worte, die einem unmittelbaren Weiterbauen das Wort führen. Verschmelzung, Weiterführung, Homogenität werden von ihnen höher eingeschätzt als Unterbrechung, Widerspruch, Gegenrede, Disparität. Bestand wird so überformt, dass die Trennlinie, die Baunaht, nicht mehr erkennbar bleibt, geschweige denn inszeniert würde wie bei den Fugenkünstlern. Es gehe darum, „sensibel auf das, was da ist, zu reagieren, die gestalterische Qualität zu unterstützen und womöglich zu steigern. Diese Haltung ist Zurückhaltung und bedeutet nicht, dem Originalbestand den eigenen Gestaltungswillen aufzuoktroieren,“ schreibt der Münsteraner Architekt Herbert Pfeiffer. „Atmosphärische Angleichung“ werde gewollt, heißt es im Münchner Büro Hild und K.⁹

Als in Lissabon das 1988 niedergebrannte Altstadtviertel Chiado, vier Hausblöcke insgesamt, wiederaufzubauen war, formulierte Alvaro Siza, der als Planer mit dem Wiederaufbau beauftragt wurde, Wiederherstellung und Neubau sollten sich ergänzen, statt jeweils „als Spezialität autonom behandelt zu werden“.¹⁰ Erhaltene Teile und neu hinzu-

8 K. Schattner u.a., *Neubau und Eingriff in historische Architektur am Beispiel Eichstätt, Stahl und Form*, München 1987, S. 21.

9 H. Pfeiffer, *Zurückhaltung*, in: *der architekt* 1 (2008), S. 35; *Hild und K*, *Sanierung Schloss Hohenkammer*, in: *Bauwelt* 99 (2008), 19, S. 3.

10 A. Siza, *Costruzione e recupero* (1981), in: A. Angelillo (Hrsg.), *Alvaro Siza. Scritti di architettura*, Mailand 1997, S. 39 f.

gefügte Häuser wurden nicht auseinander differenziert. Die Selbstverständlichkeit des Quartiers sollte gewahrt bleiben. Normalität war das Planungsziel, nicht Originalität. Siza öffnete Wege, Treppen und Durchgänge, reduzierte die Wohnungstiefen, gewann Innenhöfe, kümmerte sich um das, was in den alten Plänen und in der Erinnerung der Menschen noch vorhanden war. Wer heute durch den Chiado wandert, geht durch ein vertrautes Stück Stadt, das weder durch Innovationen um jeden Preis auffällt, noch durch dramatische Schnitte zwischen Alt und Neu, noch durch auffällige Rekonstruktionen.

Dabei wird niemand Siza für einen konservativen Architekten halten, der nicht die Register der Moderne beherrschte – ebenso wenig wie seinen jüngeren portugiesischen Kollegen Eduardo Souto de Moura. Doch wenn Souto de Moura ein Kloster restauriert, damit es danach als staatlich geführtes Hotel, als Pousada, genutzt werden kann, gibt es keine spektakulären Eingriffe. Acht Jahre hat der Ausbau von Santa Maria do Bouro bei Braga gedauert (1989-97). Ruinierte Partien wurden nur gesichert, Höfe mit lichter Vegetation – Orangenbäumen – bepflanzt, Details auf hohem Niveau gelöst, aber ohne Hingucker-Effekte. Nötige Verbindungselemente ergänzt Souto so, dass sie sich nicht grundsätzlich vom alten Bauwerk absetzen. Ob eine Treppe schon immer existierte oder erst vom Umbauarchitekten ersonnen wurde, bleibt fürs Auge fraglich. Bei Schattner Distanz und Differenz, bei Souto de Moura Nähe und Kontinuität. Es handelt sich keineswegs um eine zielstrebige Entwicklungsrichtung, die ein für allemal zu einer sauberen Scheidung der Epochen und Techniken geführt hätte, sondern um Pendelbewegungen, bei denen Werte wie das geschlossene Gesamtbild, die Einheitlichkeit der Wirkung plötzlich wieder im Kurs steigen, nach vielen Jahren, in denen Sezierer und Analytiker das Sagen hatten.

Architekt neuer Bauten

Schattners Phantasie als Architekt hat sich zweifellos an der vorhandenen Substanz der alten Stadt entzündet, *dieser* besonderen alten Stadt. Außerhalb Eichstätts hat er wenig gebaut, und wo sich größere Aufträge anbahnten – etwa für einen Pavillon des Vatikan auf der Weltausstellung in Hannover oder für den Umbau des Deutschen Historischen Museums in Berlin –, haben sie sich aus dem einen oder anderen Grunde nicht realisiert. Doch in Eichstätt selbst und seiner nächsten Umgebung haben er und seine Mitarbeiter auch unabhängig vom Alten entworfen: etwa die Mensa der Universität in Eichstätt (1986-88). Der elegante Stahlbau ist mit einer grau-weißen Aluminiumfassade verkleidet und mit einem alten Eichstätter Motiv gegliedert, der horizontalen Bänderung, die hier das ganze ein- bis zweigeschossige Gebäude erfasst.

Es sind Bauten, die sich von den damals gängigen Stiletiketten freihalten, der Postmoderne wie dem Dekonstruktivismus. Letzteren überließ Schattner dem Kollegen Günter Behnisch, der in Eichstätt nach einem landesoffenen Wettbewerb den Auftrag erhielt, die Universitätsbibliothek zu bauen (1987), einen gläsernen Großpavillon mit ausstrahlenden



Abb. 9: Karljosef Schattner; Mensa der Universität, Eichstätt 1986-88; Foto: W. Pehnt.

Flügeln in der Flussaue. So viel Schattner auch in Eichstätt gebaut hat, er beanspruchte kein Monopol auf Neubauten.

Auch als Neubauarchitekt folgte Schattner einer alten Eichstätter Tradition. Er orientierte sich an jener Baulandschaft am südlichen Alpenrand, der schon die fürstbischöflichen Baumeister des 18. Jahrhunderts entstammten, Graubünden und dem Tessin. Das war zu jener Zeit so ungewöhnlich nicht, denn die Tessiner Bauschule erfreute sich in den 1970er, 1980er Jahren großen Prestiges. Namen wie Mario Botta, Luigi Snozzi, Aurelio Galfetti oder Ivano Gianola standen hoch im Kurs. Schattners Eingangsgebäude des Journalistenseminars (1985-87) erlaubt sich mit seiner harten Rechtwinkligkeit, seiner weit aufgerissenen Portalöffnung und seiner Fuge über dem Sturz einen Proportionsbruch mit der barocken Nachbarschaft wie ihn Schattner zuvor kaum riskiert hätte, wie er sich aber bei den Tessiner Würfeln und Rotunden im Verhältnis zu ihrer Umgebung häufig findet. Die drei Tessiner Architekten Galfetti, Snozzi und Bruno Reichlin hielten übrigens, eingeladen von Schattner und vom Bund Deutscher Architekten, 1984 ein Entwurfsseminar in Eichstätt ab.¹¹ Die Journalistenschule war damals gerade projektiert. Sogar Details wie die horizontalen Bänderungen finden sich bei den Tessinern. Aber dieses Motiv hatte in erster Linie lokale Vorbilder in den Eichstätter Domherrenhöfen.

¹¹ Vgl. I. Flagge/W. Kücker (s. A 3).



Abb. 10: Karljosef Schattner; Eingangsgebäude des Instituts für Journalistik, Eichstätt 1985-87; Foto: W. Pehnt.

Vor einem Bau wie dem Eingangsgebäude des Journalistischen Instituts mit seiner harten Konfrontation und Reduktion begreift man, dass Schattner es in Eichstätt nicht immer leicht hatte; im Gegenteil. Die staatliche Denkmalpflege war nicht immer glücklich, der Landeskunstausschuss mischte sich ein. Es mochte noch so viel *genius loci* in seinem Werk stecken, den Bürgern war es zu viel *genius* und zu wenig *loci*. Schmierereien an seinen Bauten mussten kränken. Wer auf dem Wege zu seinem Büro täglich an den eigenen Bauten vorbei kommt, den trifft Kritik härter als den fliegenden Stararchitekten, der fern von den Tatorten seiner Arbeit nachgeht und nach der Fertigstellung seine Schöpfungen nie wieder zu sehen bekommt. Das Lob von draußen half. Aber auch Schattner hat sich sein Renommee mühsam erarbeiten müssen. Dazu brauchte es Jahrzehnte – zumal wenn man so weit weg von den großen Zentren der Aufmerksamkeit lebte und arbeitete wie er. Am Ende häuften sich freilich die Einladungen zu Colloquien, Jurysitzungen, Preisen, Honorar- und Gastprofessuren in Darmstadt und Zürich und zu Publikationen im In- und Ausland.¹²

¹² U. Conrads/M. Sack (Hrsg.), Karljosef Schattner, Berlin, Braunschweig 1985; W. Pehnt, Karljosef Schattner. Ein Architekt aus Eichstätt, Stuttgart 1999²; U. Weisner, Neue Architektur im Detail. Heinz Bienefeld, Gottfried Böhm, Karljosef Schattner, Katalog Kunsthalle Bielefeld, Bielefeld 1989; K. Schattner/K. Kinold/W.J. Stock, Architektur und Fotografie, Korrespondenzen, Basel 2003; F. Dengler, Bauen in historischer Umgebung. Die Architekten D. Oesterlen, G. Böhm und K. Schattner, Hildesheim 2003.



Abb. 11: Karl Frey; Umbau Ostenstraße 27-29, Eichstätt 1993-94, 1997-2001, aus: R.M. Bergmann/ C. Lang, Salesianum Eichstätt: Erweiterung und Sanierung, 2004.

Was dem Eichstätter Diözesanbaumeister in allen Auseinandersetzungen geholfen hat, war der Bauherr. Die katholische Kirche ist gewiss kein Garant für besondere Aufgeschlossenheit dem Neuen gegenüber. Noch bis in die 1960er Jahre mussten katholische Geistliche, die die Priesterweihe ablegten, einen Eid *contra errores modernismi* ablegen. Aber wo sich die Kirche einmal auf Neues eingelassen hatte, versuchte sie, ein verlässlicher Partner zu sein. Zumindest war es so in Eichstätt, wo Schattner während seiner langen Amtszeit als Diözesanbaumeister es mit nur drei Bischöfen als Auftraggebern zu tun hatte, mit Personen also und nicht nur mit Gremien – zumal mit solchen, die er als offen und liberal empfand.

Schattner musste nicht alle paar Jahre mit einem neuen Amtsträger eine neue Gesprächsbasis finden, nicht alle paar Jahre wieder Überzeugungsarbeit von Anfang an leisten. Das hat in Eichstätt eine Kontinuität qualitativvoller Arbeit ermöglicht, die man dem kleinen Ort an der Altmühl auch für die Zukunft wünscht. Die Liste mit Bauten, die das Diözesanbauamt *nach* Schattners Pensionierung 1991 verantwortet, ist lang, wenn auch die Projekte vergleichsweise klein sind, der feinkörnigen Stadtstruktur entsprechend: Kindergärten, ein in ein barockes Seminargebäude eingebautes Rechenzentrum, die Erweiterung eines Klosters, Sanierungen in der Stadt, dazu Projekte in der Diözese. Derzeit ist das Amt aber doch mit einem größeren Bauvorhaben beschäftigt, einem Klosterkomplex südwestlich der Stadt in Rebdorf, in dem die beiden Realschulen Eichstätts zusam-

mengeführt werden. Da ist wieder der Mix aller Strategien gefragt, Sanierung von Vorhandenem, Wiederherstellung, Umbau, Anbau, Erweiterung.

In Eichstätt wird die Sprache Schattners weiter gesprochen. Neue Eingriffe geben sich asketisch, puristisch, nehmen Rücksicht in der Proportion, greifen Züge des Vorhandenen auf, machen Übergänge zwischen dem Neuen und dem Alten deutlich. Die Kunst der Fuge ist in Eichstätt nicht verstummt. Aber es gibt auch Unterschiede. Das kompromisslos Zeitgenössische und die Provokation des Andersartigen, die Schattner *auch* beherrschte, scheinen heute mit größerer Vorsicht eingesetzt zu werden. Natürlich weiß man auch jetzt, was neu ist, was alt war. Doch Schattner konnte, wie gesagt, Details bis ins Hochmanieristische treiben. Treppen präsentierten sich so filigran, dass man sie kaum zu betreten wagte. Brüche waren so krass, dass sie einer Kollision glichen. Materialien kontrastierten, dass es schmerzhaft schön war. Das Spitzwinklig-Aggressive, das Schattner fallweise auch eingesetzt hat, scheint inzwischen einem größeren Harmoniebedürfnis gewichen zu sein.

Nachfolger Schattners wurde 1992 Karl Frey, zuvor Stadtbaumeister Eichstätts. Heute leitet Richard Breitenhuber das Amt. In einer so kleinen Stadt ergibt es sich, dass die Nachfolger unmittelbare Nachbarn des Vorgängers werden. Manchmal kann man mit einem Blick das Werk des einen und das des anderen gleichzeitig erfassen. In der östlichen Einfallstraße, der Ostenstraße, bildet das mächtige, sechsstöckige Waisenhaus Maurizio Pedettis aus dem 18. Jahrhundert einen unübersehbaren Auftakt zur Altstadt, von Schattner gleichfalls für Universitätszwecke überarbeitet. Ans Waisenhaus schließen drei niedrigere Bauten an, die den städtischen Maßstab vorbereiten, ein jetzt nobler Dreistöcker mit Walmdach, daneben zwei wirklich sehr bescheidene Satteldachhäuser auf einem gemeinsamen Grundriss. Am Dreistöcker hat man bei der Restaurierung eine aufgemalte Dekoration aus senkrechten und waagrechten Bändern in Rosa und Ocker einschließlich gemaltem Schattenschlag entdeckt und wieder aufgelegt. Aus der wechselvollen Baugeschichte dieser Häusergruppe – man hat 32 Phasen der Veränderung gezählt – ist diese eine gewählt worden; und natürlich diejenige, die publikumsfreundlich auf das Bild der barocken Residenzstadt einstimmt.¹³

Wenn die Bewahrung und teilweise Neuerfindung der Stadtidylle Eichstätt gelegentlich wie ein Märchen anmutete, dann fühlen sich die heutigen Erzähler in der Pflicht, diese Geschichte weiter zu erzählen – eine Geschichte, wie Tradition und Moderne in einer kleinen schwäbisch-fränkisch-bayrischen Stadt von knapp 14.000 Einwohnern zueinander gefunden haben.

13 *Diözesanbauamt Eichstätt* (Hrsg.), R.M. Bergmann, Ostenstraße 27/29, Eichstätt o.J.

AUTORINNEN/AUTOREN

Prof. Dr. phil. Michael Goer

Studium der Kunstgeschichte, Empirischen Kulturwissenschaft und Allgemeinen Rhetorik in Münster und Tübingen; 1980 Dissertation über illustrierte Flugblätter im Dreißigjährigen Krieg. Seit 1981 am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in der Inventarisierung sowie der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege tätig. Seit 2003 Landeskonservator für Bau- und Kunstdenkmalpflege in BW, seit 2007 zusätzlich stellv. Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen a.N. Honorarprofessor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Stuttgart.

Prof. Dr. phil. habil. Hans-Rudolf Meier

Kunsthistoriker; 2003-2007 Professor für Denkmalkunde und angewandte Bauforschung und Leiter des postgradualen Masterstudiengangs „Denkmalpflege und Stadtentwicklung“ an der TU Dresden; seit 2008 Professor für Baugeschichte und Denkmalpflege an der Bauhaus-Universität Weimar; Forschungstätigkeit zur Geschichte und Theorie der Denkmalpflege, zur Denkmalpflege der Moderne, zur Architektur- und Kunstgeschichte; 2008-2012 Sprecher des BMBF-geförderten Forschungsverbundes „Denkmal – Werte – Dialog“; 1. Vorsitzender des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.

Professor Dr. phil. Wolfgang Pehnt

1957-1963 Lektor im Verlag Gerd Hatje, Stuttgart; 1963-1995 verantwortlich für Kunst und Literatur im Deutschlandfunk, Köln; 1995-2009 Lehrtätigkeit an der Ruhr-Universität Bochum. Mitglied Akademie der Künste, Berlin; Bayerische Akademie der Schönen Künste, München; NRW Akademie der Wissenschaften und Künste, Düsseldorf. Zahlreiche Publikationen und Auszeichnungen, u.a. Deutscher Preis für Denkmalschutz (Karl Friedrich Schinkel-Ring).

Dr. phil. Ulrike Plate

Studium der Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte und Germanistik in Stuttgart, Köln und Tübingen; 1990-1992 Promotionsstipendium, 1993-1994 Volontariat beim Rheinischen Amt für Denkmalpflege; seit 1994 im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Esslingen a.N.: Referentin Ortskernatlas, Referentin Inventarisierung Regierungsbezirk Karlsruhe, Leiterin Inventarisierung Bau- und Kunst in Baden-Württemberg; seit 2008 Referatsleiterin Inventarisierung, Bauforschung und Baudokumentation; Lehrbeauftragte für Denkmalpflege an der Universität Stuttgart, Institut für Architekturgeschichte.

Dr.-Ing. Kerstin Renz

Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Stuttgart; Magisterarbeit 1995 zum Schulbau Theodor Fischers; 2003 Promotion zur Geschichte des Industriebauwesens mit dem Thema: Philipp Jakob Manz. Industriearchitekt und Unternehmer. 2003-2013 wiss. Assistentin am Institut für Architekturgeschichte der Universität Stuttgart; seit 2013 Lehrbeauftragte im Masterstudiengang Industrial Real Estate Management an der Universität Stuttgart.

Dr. Ing. Holger Pump-Uhlmann

Studium der Architektur und an der TU Braunschweig, 1989 Diplom; 1997 Promotion an der TU Delft; 1991-2005 wiss. Assistent an der TU Braunschweig und 2006-2010 am Institute of History of Art, Architecture and Urbanism der TU Delft/Niederlande. Freiberuflicher Architekt und Stadtplaner; in den letzten Jahren intensive Auseinandersetzung mit den Wirkungsweisen innerstädtischer Einkaufszentren.

BESPRECHUNGEN

ROBERT BORN, *Die Christianisierung der Städte der Provinz Scythia Minor. Ein Beitrag zum spätantiken Urbanismus auf dem Balkan (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz. Kunst im Ersten Jahrtausend. Reihe B: Studien und Perspektiven, Bd. 36)*, Wiesbaden: Reichert Verlag 2012, 150 s/w Abb. und Pläne, 261 S., 58,- €.

Die Region der Dobrudscha zwischen Donau und Schwarzem Meer besitzt zahlreiche spätantike und frühchristliche Monumente. Diese bislang weniger gewürdigte Überlieferung will die vorliegende, 2007 als Dissertation an der Humboldt-Universität Berlin abgeschlossene Untersuchung in das Bewusstsein der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bringen. Der Verfasser hat seine Arbeit in sechs Kapitel eingeteilt. Im ersten „Stadt und Christianisierung“ werden die Probleme Stadt und Christianisierung in der Spätantike allgemein erörtert, zu denen bereits eine Reihe von Untersuchungen vorliegt. Die Provinz Scythia Minor entstand zwischen 286 und 293 aus einer Teilung der Provinz Moesia Inferior, die den unteren Abschnitt des Donaulimes stärken sollte. Die räumliche Deckung zwischen der politischen Einheit der Scythia und der späteren Kirchenprovinz war für die Schwerpunktsetzung der Arbeit bedeutsam. Sie wurde dadurch zum Brückenkopf für die Missionierung der Gebiete jenseits der Donau.

Der Christianisierungsprozess wird in den drei exemplarisch ausgesuchten Städten Tomis, der Provinzhauptstadt, Histria und Tropaeum Traiani aufgrund der in diesen durchgeführten Grabungen untersucht. Der Zeitraum reicht dabei vom Ende des 3. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts. Die drei folgenden Kapitel widmen sich jeweils einer dieser Städte. In Tomis, dem heutigen Constanța, wird die Siedlungsentwicklung bis zum Ende des 3. Jahrhunderts und die Stellung



der Stadt mit ihrem religiösen Leben untersucht. Die christliche Gemeinde ist nach den archäologischen Untersuchungen bereits für das 3. Jahrhundert nachgewiesen und wird durch die hohe Zahl von christlichen Märtyrern in der Zeit der Kaiser Diokletian und Licinius gestützt. Als Provinzhauptstadt war Tomis auch das Zentrum der kirchlichen Verwaltung und blieb in dieser Position bis in das 7. Jahrhundert bestehen. Nach einer umfassenden Betrachtung der Nekropolen in Tomis wird die Bautätigkeit der Stadt im Bereich der Profanbauten, aber auch der Sakralbauten untersucht. Zuletzt wird Christentum und Stadtentwicklung in ihrer Durchdringung in der Spätantike geschildert. Hystria, heute Istros, 44 km nördlich von Tomis, wurde im 7. Jahrhundert als Stadt aufgegeben. Während die Entwicklung der christlichen Gemeinde der Stadt bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts fast unbekannt ist, lässt sich die urbanistische Situation in Hystria in Ansätzen erkennen. Nach ihrer Zerstörung 293 wurde die Stadt in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts ein Schwerpunkt der baulichen Entwicklung, wobei sich vor allem fortifikatorische Bauten greifen

lassen. Kirchen ließen sich erst im späten 4. Jahrhundert feststellen, wie die Kirche vor der Mauer und die Transeptbasilika beweisen. Eine Zerstörung der Heiligtümer der alten Kulte ist dabei nicht belegbar und ebenso wenig ein Anknüpfen der Kirchenbauten an die heidnischen Heiligtümer. Nach 513 wurde die Stadt Bischofssitz, was sich im Stadtbild bemerkbar machte. Dabei blieben aber Straßen- und Kanalisationsnetz bis zum Ende der Stadt im 7. Jahrhundert unverändert bestehen. Diese zeigte im 6. Jahrhundert aufgrund der Sakralbauten ein deutlich christliches Gepräge, wobei das traditionelle Organisationsprinzip bestehen blieb.

Auch die dritte Stadt Tropaeum Traiani (Adamclisi) konnte aufgrund der fehlenden Überbauung – wie Histria – sehr gut archäologisch untersucht werden. Die im 2. Jahrhundert in der Nähe des traianischen Siegesdenkmals gegründete Stadt hatte keine günstige Lage, wuchs aber dennoch bis 170 zu einem municipium heran. Nach einer Zerstörung beim Einfall der Kostoboken wurde die Stadt unter den Severern mit einer Stadtmauer neu errichtet. Nach neuerlichen Zerstörungen wurde die Festung unter Diokleian nochmals wiederaufgebaut und unter Konstantin und Licinius zwischen 313 und 316 fertiggestellt. Dabei wurde der Wiederaufbau als Neugründung der Stadt dargestellt, was auch symbolisch durch einen neuen Stadtnamen ausgedrückt wurde. Die Forschung hat die Stadt als eine Siedlung nach dem Schema eines Militärlagers errichtet gesehen, doch konnten auch bürgerliche Beteiligungen an dem Bau der Stadtmauer erkannt werden. Die vom 2. bis 3. bzw. 2. bis 6. Jahrhundert benützten Nekropolen der Stadt beweisen deren Weiterbestehen, wobei das Ende der heidnischen Kulte ebenso schwierig zu belegen ist wie die früheste Entwicklung des Christentums. Die archäologisch aufgedeckten Kirchen entstanden bis ins 6. Jahrhundert. In gleichem Zeitraum wurden auch Profangebäude errichtet. Nach den archäologischen Funden ist das Christentum erstmals im 4. Jahrhundert in der Stadt zu belegen. Nach den Hunneneinfällen kam es im 6. Jahrhundert nochmals zu einer Blüte unter eindeutigen christlichen Zeichen. Reliquienbesitz beweist die starke Stellung

des Christentums. Die Awaren haben die Stadt 586 dann endgültig zerstört.

In einem abschließenden Kapitel behandelt der Verfasser die Christianisierung der Städte in der Provinz Scythia Minor. Die erste christliche Gemeinde dürfte in Tomis entstanden sein. Nach allgemein sehr undeutlichen Anfängen festigte sich das Christentum im 4. Jahrhundert. In Tomis scheint wie am Hemmaberg in Kärnten eine Kirche der Arianer neben den übrigen Kirchenbauten bestanden zu haben. Die Bodenfunde relativieren auch die Darstellung der Armut in den Provinzstädten deutlich. Im frühen 6. Jahrhundert wurden in der Scythia vermutlich Sufraganbistümer gegründet. Das christliche Erscheinungsbild der Städte wurde von diesen Reformen der Kaiser Anastasios und Justinian geprägt. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts wurden auch in den Kirchen Bestattungen vorgenommen und damit die römischen Begräbnisvorschriften aufgegeben.

Das nicht genau zu datierende Phänomen der Christianisierung war eindeutig keine stadtförmliche Entwicklung, sondern hat sich in diese eingefügt. Ein wertvoller Beitrag zur spätantiken Stadtentwicklung unter Einbeziehung des Christentums liegt vor, der für die weitere Erforschung der Geschichte der römischen Provinzen von erheblicher Bedeutung ist.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

MICHAEL PAULY, *Peregrinorum, pauperum ac aliorum transeuntium receptaculum – Hospitäler zwischen Maas und Rhein im Mittelalter*, (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte Nr. 190), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, 10 Grafiken, 8 Tab., Tafelanhang (farbig) mit 40 Verbreitungskarten der Hospitäler und Besitzungen in Auswahl, CD-Rom mit Liste der Hospitäler und ausgewählten Besitzverzeichnissen, Register der Hospitäler, Orts- und Personennamen, 512 S., geb., 72,- €.

Anregend und fördernd stand hinter dieser grundlegenden, forschungsorientierten und quellenbezogen fundierten Studie der Trierer Historische Sonderforschungsbereich (235) der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1987-2002) unter dem Titel „Beziehungen, Begegnungen und Konflikte in einem europäischen Kernland – von der Spantike bis zum 19. Jahrhundert“. Als Teilprojekt (1997-2002) gehörte hierzu die exemplarische institutionsgeschichtliche Regionalstudie zu den Hospitälern und Leprosorien zwischen Maas und Rhein vom 6. bis 15. Jahrhundert unter der Leitung von Franz Irsigler und Michel Pauly, was zu der vorliegenden Habilitationsschrift von M. Pauly führte.

Der Forschungsansatz folgt einer „totalen“ oder „globalen“, das heißt umfassend auf einer breiten Quellenbasis beruhenden und vernetzenden Geschichtsbetrachtung mit vergleichenden Ansätzen. Verbunden ist damit auch das Ziel einer Verortung und eines Raumbezuges im Rahmen des in jüngerer Zeit besonders in der landesgeschichtlichen Forschung propagierten „spatial turns“. Diese Zielsetzung prägt den systematisch aufgebauten Forschungsgang, von der Integration des Forschungsstandes (Vorarbeiten, Beihilfen) über die deutlich erweiterte Inventarisierung, Quellenbelegung und Verortung hin zu Typisierungen, statistischen Auswertungen, kartographischen Verbreitungen und regionalisierenden Analysen.

Die Darstellung ist übersichtlich gegliedert, mit nach Hauptkapiteln gezählten umfangreichen Anmerkungen versehen (insgesamt 2.961) und belegt mit einer umfangreichen Bibliographie (51 Seiten).



Zehn Graphiken und acht Tabellen veranschaulichen statistische Daten, eine auf CD-Rom beigegebene alphabetische Liste aller für den Raum zwischen Maas und Rhein erfassten Hospitäler stellt ein grundlegendes Belegmaterial dar, nebst Besitzverzeichnissen von fünf ausgewählten Hospitälern (insgesamt 900 Einträge) und einer Gesamtübersicht über die in Hospitäler inkorporierten Kirchen. Diese Angaben sind die Daten zu den kartographischen Darstellungen im Tafelanhang.

Zu erschließen ist der Band über ein Hospitalerregister (Ort, Erstbeleg) wie auch über ein Orts- und Personennamenregister. Bemerkenswert ist dabei vor allem der farbige Tafelanhang, der aus 40 erarbeiteten Verbreitungskarten besteht: Erstbelege von Hospitälern (nach Zeitabschnitten), Hospitalgrunder, Hospitaltrager, Elenden- und Pilgerherbergen, Pfründnerhäuser, Patrozinien der Hospitäler, Hospitäler mit inkorporierten Kirchen, Besitzungen und Einkünfte ausgewählter Hospitäler. Wünschenswert wäre hier der Versuch kartographischer Darstellungen der Verbreitung von Standorttypen gewesen, was aus den sehr dichten Kartenbildern nicht zu entnehmen ist, dem sich jedoch die statistische Analyse und Fragestellung gezielt nähert.

Anregend sowie problem- und forschungsorientiert ist der durchgehend eingehaltene Betrachtungsansatz der Darstellung. Die themen- und

problemorientierten Kapitel knüpfen jeweils an den Forschungsstand an, hinleitend zu den weiterführenden Forschungsergebnissen der Regionalstudie, besonders auch in ihrer allgemeineren Bedeutung. Dies trägt wesentlich dazu bei, dass das Gesamtwerk als Markstein im Forschungsgang zur Thematik gelten kann, auffordernd zu thematisch zugehörigen Regionalstudien im europäischen Raum und damit hinführend zu übergeordneten vergleichenden Studien („Vergleichs-ansatz des Landeshistorikers“).

Die mittelalterlichen Hospitäler erweisen sich als spezifische soziale Einrichtungen für den Schutz, die Fürsorge und die Heilung Armer, Reisender und verlassener Menschen der Gesellschaft (Herberge, Waisenhaus, Pflegeheim, Armenhospiz). Die Hospitäler werden – nach einer differenzierenden aber auch komplexen Definition – unter dem Gesichtspunkt einer räumlich-baulichen Verortung sozialer Fürsorge betrachtet, in einer engen Vernetzung standörtlicher Fragestellungen der Siedlungs- und Stadtgeschichte, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und letztlich auch der Baudenkmalforschung. Innerhalb der Standortmuster im Untersuchungsgebiet werden gezielt Fragen der primären Standortbewertung und Typisierung verfolgt und regional vergleichende Betrachtungen angestellt.

Zu den zentralen Fragestellungen allgemeinerer Bedeutung für eine überregional vergleichende Forschung gehört die auf dem Gesamtbild der für die Region lokalisierbaren 342 Hospitäler beruhende Bemühung um eine topographische wie auch funktionale Typenbildung (bes. Kapitel X, 3) sowie der Entwurf eines allgemeineren Typenmodells. Bei einer vornehmlich multifunktionalen Ausrichtung werden die Lage bzw. der Standort (an Verkehrswegen oder abseits – in, bei oder abseits von einer Stadt – innerhalb einer Stadt oder vor der Mauer) und eine vornehmliche Funktion (für Pasanten – Pilger und Reisende – die Pflege von Kranken – für eine dauernde Aufnahme von Armen und Kranken) besonders herausgestellt.

Eine Bindung an die Stadt weisen besonders die meist von einer Stadtgemeinde gegründeten, an einem innerstädtischen zentralen Standort gelegenen Hospitäler zur Armenpflege und auch späte-

ren Altenversorgung wie auch die meist an einem dezentralen Standort in der Stadt gelegenen privaten Hospitalstiftungen, die später oft von kirchlichen oder städtischen Institutionen übernommen worden sind. Herausgestellt werden Standorttypen innerhalb und außerhalb der Stadt bzw. zentrale Standortwahlen (Markt, Hauptstraße und Tornähe), periphere Standorte innerhalb und außerhalb der Befestigung sowie Standorte an Fernstraßen, Brücken oder in Dörfern. Allgemein lässt sich eine Vielfalt in Lage, Funktion, Gründung und Trägerschaft feststellen und vor allem in der Entwicklung ein dynamischer Wandel in den Funktionen.

Hinterfragt wird die primäre oder auch sekundäre zentralörtliche Bedeutung der Hospital-einrichtungen, und zu belegen versucht wird der Zusammenhang von Hospitalgründungen (vornehmlich im 13. Jahrhundert) im Zuge des Stadtwerdungsprozesses mit anderen primären Elementen (Marktrecht, Befestigung, Kirche). In mehreren speziellen Kapiteln (VII-X) wird Fragestellungen zum Zusammenhang von Stadt und Hospital nachgegangen (Hospitäler im städtischen Zentralitätsgefüge, in der Gestaltung des Stadtraumes, in der Differenzierung und Typisierung der Standorte, im Stadtwerdungsprozess, im Funktionswandel).

Die wissenschaftlich weiterführende, raumbezogene Untersuchung zur regionalen und stadtegeschichtlichen Hospitalforschung kann als grundlegend für den untersuchten Raum und als richtungweisendes Standardwerk bezeichnet werden, für weitere regionale Untersuchungen, für weiterführende Fragestellungen und methodische Ansätze wie auch vor allem für raumstrukturelle und standörtliche historische Analysen der Kulturlandschafts- und Stadtforschung. Die Stadt des Mittelalters und die Verkehrsfunktion spielen hierbei eine einschlägige Rolle.

Dietrich Denecke, Göttingen

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



40. Jahrgang
2013

Inhaltsverzeichnis
40. Jahrgang 2013

Herausgegeben von Forum Stadt -
Netzwerk historischer Städte e.V.

in Verbindung mit Gerd Albers,
Harald Bodenschatz, Tilman Harlander,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke,
Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Forum Stadt
Verlag

ISSN 2192-8924



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V. in
Verbindung mit Gerd Albers, Harald Bodenschatz, Tilman Harlander,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur) –

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern

Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte,

Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart,
Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de

Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418
Internet: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Verlags Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49(0)8581-9605-0
E-mail: info@suedost-verlags-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbe-
dingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2013 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Vier-
teljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadt-
soziologie, Denkmalpflege und Stadtentwick-
lung« unter dem Obertitel »Die alte Stadt«.

Inhaltsverzeichnis 2013

SCHWERPUNKTHEFTE

- »Stadtentwicklung: aus Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege«
Heft 1/2013, hrsg. von *Hans Schultheiß*..... 3 ff.
- »Städtisches Kulturerbe: zwischen Konservierung, Inszenierung und Verwertung«
Heft 2/2013, hrsg. von *Robert Kaltenbrunner und Matthias Ripp* 99 ff.
- »Vom Wirtschaftsboom zur Wachstumsgrenze. Bauten der 1960er Jahre«
Heft 4/2013, hrsg. von *Klaus Jan Philipp* 307 ff.

ABHANDLUNGEN

Bartetzky, Arnold:

- Kommerzialisiert, inszeniert, eventisiert:
Altstädte zwischen Übernutzung und Degradierung 105

Eckhardt, Frank/Seyfarth, René:

- »Save Alex«: Wer rettet das kosmopolitische Erbe von Alexandria? 251

Fritz-Haendeler, Renate:

- Basislager Baukultur – 20 Jahre Arbeitsgemeinschaft der Städte mit
»historischen Stadtkernen« in Brandenburg 265

Funk, Marc:

- Kommunale Wirtschaftsförderung in Deutschland im Umbruch.
Entwicklungen und Perspektiven für eine urbane Zukunft 71

Goer, Michael:

- Zum konservatorischen Umgang mit Bauten der 1960er und
1970er Jahre in Klein- und Mittelstädten..... 339

Kaltenbrunner, Robert:

- Der Zukunft müde? Erhalt, Transformation und Inwertsetzung
des städtischen Kulturerbes 162

Lang, Stefan:

- Die Reichsstadt Ulm und ihre Patrizier 21

Meier, Hans-Rudolf:

- Denkmalschutz als Leitinstrument der Stadtentwicklung? 35

Meier, Hans-Rudolf:

- Vom Aufbruch in die Moderne über die Bausünde zum Denkmal. All-
gemeines und Spezifisches zur Spätmoderne in Klein- und Mittelstädten 313

<i>Mihm, Julius/Böhringer, Sandra:</i>	
Nur Regeltreue sichert Ensemblequalität. Studenten blicken aus der Vergangenheit in die Zukunft der Altstadt von Schwäbisch Gmünd – Städtebauliche Entwürfe des Dortmunder Instituts für Stadtbaukunst	53
<i>Mönninger, Michael:</i>	
Erinnerungen an die Zukunft – Zur Konstruktion synthetischer Erinnerungsorte	181
<i>Nelle, Anja:</i>	
Alles nur Abriss? Zehn Jahre Stadtumbau Ost: Erfahrungen und Perspektiven	235
<i>Pehnt, Wolfgang:</i>	
Die Kunst der Fuge. Karljosef Schattner und Eichstätt	373
<i>Plate, Ulrike:</i>	
Fackwerk gut – alles gut? Denkmalpflegerisches Handeln im Umgang mit Fachwerk	327
<i>Pump-Uhlmann, Holger:</i>	
Großflächiger Einzelhandel in einer historischen Altstadt. Das Karstadt Warenhaus in Celle	361
<i>Renz, Kerstin:</i>	
Akzeptanz und Abwehr. Dieter Oesterlens Beitrag zum Hildesheim der 1960er Jahre	349
<i>Ripp, Matthias:</i>	
Krisen: Chancen für die Altstadt? Zur Rolle des gebauten Kulturerbes als urbaner Resilienzfaktor	149
<i>Rodenstein, Marianne:</i>	
Stadtgesellschaft: Was ein Begriff über die Wirklichkeit unserer Städte aussagt!	5
<i>Schubert, Dirk:</i>	
Die Herausbildung der Regional- und Landesplanung im Raum Hamburg: Fritz Schumachers Modell der »natürlichen Entwicklung«	211
<i>Sulzer, Jürg:</i>	
Revitalisierung der Stadt	137
<i>Vinken, Gerhard:</i>	
Unstillbarer Hunger nach Echtem. Frankfurts neue Altstadt zwischen Rekonstruktion und Themenarchitektur	119
<i>Vollmar, Bernd:</i>	
Substanz oder Feeling oder ganz anders – Zur Instandsetzung von Fassaden der 1960er Jahre	193

FORUM

Brenner, János:

- Städtebau und Architektur einer konservativen Kulturrevolution.
Ungarns Kultusminister Klebelsberg und der Domplatz in Szeged –
Idee, Bau und Rezeption..... 87

Bodenschatz, Harald:

- Standardstädte in der Sowjetunion. Ein wichtiger Beitrag von
Thomas Flierl zur europäischen Städtebaugeschichte 282

OTTO-BORST-PREIS

Jessen, Johann:

- Otto-Borst-Preis 2013. Fünfte Vergabe des Wissenschaftspreises 288

Forum Stadt e.V.:

- Auslobung des Preises für Stadterneuerung 2014 292

AUTORINNEN / AUTOREN 93, 200, 281, 389

BESPRECHUNGEN

- BORN, ROBERT: Die Christianisierung der Städte der Provinz Scythia Minor.
Ein Beitrag zum spätantiken Urbanismus auf dem Balkan (*Immo Eberl*) 390
- BRAKE, KLAUS / HERFERT, GÜNTER (Hrsg.): Reurbanisierung: Materialität
und Diskurs in Deutschland (*Tilman Harlander*) 206
- EICHENLAUB, ALEXANDER G. / PRISTL, THOMAS (Hrsg.): Umbau mit Bestand.
Nachhaltige Anpassungsstrategien für Bauten, Räume und Strukturen
(*Folckert Lüken-Isberner*) 302
- EISINGER, ANGELUS / SEIFERT, JÖRG: urbanRESET – Freilegen immanter
Potenziale städtischer Räume (*Robert Kaltenbrunner*) 95
- FRITZ-SCHUMACHER-INSTITUT (Hrsg.): Die Reform der Großstadtkultur.
Das Lebenswerk Fritz Schumachers (1869-1947) (*János Brenner*) 299
- HAUPT, ROLF / GÜLDNER, KARSTEN / HARTIG, WOLFGANG (Hrsg.): 800 Jahre
St. Georg in Leipzig. Vom Hospital des Chorherrenstifts St. Thomas zum
medizinisch sozialen Zentrum – Ein Lesebuch (*Immo Eberl*) 94
- HOFFMANN, YVES / RICHTER, UWE: Entstehung und Blüte der Stadt Freiberg.
Die bauliche Entwicklung der Bergstadt vom 12. bis zum Ende des
17. Jahrhunderts (*Rainer Bruha*) 297
- ISENMANN, EBERHARD: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150-1550.
Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadttregiment, Kirche, Gesellschaft
Wirtschaft (*Immo Eberl*) 294

MORITZ, MARINA/BRODERSEN, KAI (Hrsg.): Amplonius. Die Zeit. Der Mensch. Die Stiftung. 600 Jahre Bibliotheca Amploniana in Erfurt (<i>Ulman Weiß</i>)	295
MEISSNER, KARL-HEINZ: Die Reglerkirche in Erfurt und ihr Altar (<i>Ulman Weiß</i>)	296
PAULY, MICHAEL (Hrsg.): Peregrinorum, pauperum ac aliorum transeuntium receptaculum – Hospitälner zwischen Maas und Rhein im Mittelalter (<i>Dietrich Denecke</i>)	392
SPEITKAMP, WINFRIED (Hrsg.): Europäisches Kulturerbe – Bilder Traditionen, Konfigurationen (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	201
WANG, WILFRIED (Hrsg.): Kultur:Stadt (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	201
ZIMMERMANN, CLEMENS (Hrsg.): Stadt und Medien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart (<i>Inge Marszolek</i>)	203